Israelitische Wochenschrift

Nummer 26. | Berlin, 30. Juni 1905. | 14. Jahrgang.

Jüdische Gemeinde
Gottesdienst.

Freitag, den 30. Juni, abends 7½ Uhr.
Predigt: Neue Synagoge, abds. 8 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Salo Stein.
Samstag, den 1. Juli, in der alten Synagoge mrgs. 8½ Uhr, in den anderen Synagogen morgens 9 Uhr. (**Neumondsweihe**).
Predigten: SynagogeKaiserstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Stier. Synagoge Lindenstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Weiße. Synagoge Rykestraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Salo Stein.
Schrifterklärung: Synagoge Lützowstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Warschauer.
Predigt: Alte Synagoge, nachm. 4 Uhr, Herr Rabbinatskandidat Dr. Sonderling.
Jugendgottesdienst: Synagoge Rykestraße, nachm. 4 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Blumenthal.
Abendgottesdienst 9 Uhr 33 Min.
Gottesdienst an den Wochentagen: Morgens Alte, Kaiserstraßen- und Rykestraßen-Synagoge 6½ Uhr, in den anderen Synagogen 7 Uhr. Abends in allen Synagogen 7 Uhr.

Jüdische Gemeinde.

Die Erneuerung der Eintrittskarten zu den Betlokalen erfolgt in der Zeit vom **25. Juni bis 7. Juli d. J.** in den Bureaux Oranienburgerstr. 29 und 30 und zwar:

a) für **Keller's Festsäle**, Koppenstr. 29,
" **Brauerei Königstadt**, Schönhauser Allee 10/11,
" **Philharmonie**, Bernburgerstr. 22,
" **Deutscher Hof**, Luckauerstr. 15,
" **Beethovensaal**, Köthenerstr. 32,
" **Prachtsäle des Westens**, Spichernstr. 3,
} von 9–11 Uhr, Sonntags von 8–10 Uhr

b) für **Friedrichshain**, Am Friedrichshain 16/23,
" **Fiebig's Säle**, Ackerstr. 6/7,
" **Gesellschaft der Freunde**, Potsdamerstr. 9,
" **Moabiter Gesellschafthaus**, Wiclefstr. 24,
" **Langenbeckhaus**, Ziegelstr. 10/11.
} von 12–2 Uhr.

In den **Hohenzollernsälen**, Bandelstr. 35, und im **Hotel de Rome**, Unter den Linden 39, wird in diesem Jahre seitens der jüdischen Gemeinde kein Gottesdienst veranstaltet.

Den Inhabern vorjähriger Karten für die **Hohenzollernsäle** werden diese gegen Karten für den Festgottesdienst im **Moabiter Gesellschaftshaus** umgetauscht.

Hinsichtlich der vorjährigen Karten für **Hotel de Rome**, findet eine Erneuerung für ein bestimmtes Betlokal nicht statt. Vielmehr wird den Inhabern solcher Karten anheimgegeben, für ein beliebiges Betlokal Anträge zu stellen, denen tunlichst stattgegeben werden wird.

Den Inhabern vorjähriger Karten für den **Beethovensaal** steht die Erneuerung auch für die **Spichernsäle** frei.

Das Nähere besagen die an den Eingängen zu den Bureaux ausgehängten Plakate.

Schriftlichen Anträgen auf Erneuerung wird stattgegeben, sofern die vorjährigen Karten unter Beifügung des Betrages für die neuen Karten und des Portos für einen Einschreibebrief rechtzeitig an den unterzeichneten Vorstand gesandt werden.

Abgesehen von den bereits genannten Lokalen findet in diesem Jahre Festgottesdienst statt
in dem Saale **Tiergartenhof**, Charlottenburg, Berlinerstraße 1/2, und
in dem Saale **Neue Philharmonie**, Köpenickerstr. 96/97.

Anträge auf Ueberlassung von Karten zu sämtlichen Synagogen und Betlokalen können auch schriftlich schon jetzt an den unterzeichneten Vorstand gerichtet werden.

Berlin, den 23. Juni 1905.

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Erscheint an jedem Freitag
das jüdische Litteraturblatt monatlich zweimal.
Alle Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

Redaktion und Verlag:
Berlin C., Roß-Straße 3
Telephon: Amt I, 5729.

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Österreich-Ungarn 3.— Mk.
alle anderen Länder 3.50 Mk.

Anzeigen für die 1spaltige Petitzeile 30 Pf. Alle Annoncen-Expeditionen nehmen Anzeigen entgegen.

Nummer 26. **Berlin, 30. Juni 1905.** **14. Jahrgang.**

Wir bitten die geehrten **Post-Abonnenten** das Abonnement auf das **III. Quartal** bei ihrem Postamt gefl. **sofort** zu erneuern. Die Abonnenten, die die Zeitschrift **direkt** beziehen, erhalten sie fortlaufend zugesandt.

Berlin, Ende Juni 1905.

Verlag der Israelitischen Wochenschrift.

Alle, auch für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitten wir an die Adresse

Israelitische Wochenschrift
Berlin C., Roß-Straße 3.

Inhalt.

Das hebräische Volk in seinem Verhältnis zur bildenden Kunst und zur Wissenschaft.

Von Dr. B. Seligkowitz-Köthen.

Die edelsten Geister aller Zeiten haben in der einmal in Kunst und Wissenschaft erreichten Kulturstufe ein wichtigstes Moment der Veredlung aller daran beteiligten Menschen erkannt.

Von dem poetischen Philosophen Griechenlands angefangen bis auf den philosophischen Poeten Deutschlands, von Plato bis auf Schiller, gibt es eine unabsehbare Reihe begeisterter Schriftsteller und Gelehrter, die jeden Fortschritt in Kunst und Wissenschaft nur als eine Entfaltungsphase und als die sprechendste Kundgebung einer immer fortschreitenden Veredlung des menschlichen Geschlechts begrüßen und zugleich die schönsten Hoffnungen für die Hebung des Sittlichkeitsgefühls daran knüpfen.

Was das Judentum betrifft, so ist es ein erhebender Gedanke für uns, daß die Lehre des Judentums die Kunst und das Wissen so hoch zu stellen weiß, daß sie in dem begabten Künstler und in dem befähigten Menschen einen Liebling Gottes erkennt. So zeugt es auch von der tiefen Verehrung für den Geist und seine Macht, daß unsere Lehrer noch in späteren Jahrhunderten eine Segensformel festgesetzt haben zu Ehre und zu Dank dem, „der von seiner Weisheit dem Sterblichen mitgeteilt hat". Deshalb konnte es von dem Erbauer des Heiligtums heißen: „Er hat ihn erfüllt mit dem Geist Gottes an Kunst, Erfindung, Einsicht . . ." Es finden sich außerdem zahlreiche Stellen in den biblischen Schriften, in denen Dichter frommen Sinnes Propheten genannt werden. Dieses läßt sich nur daraus erklären, daß dichterische Konzeptionen an sich für etwas Prophetisches gelten.

Und doch sehen wir sehr oft selbst hochbegabte Menschen, die den Höhepunkt in Kunst und Wissenschaft erreicht haben, in moralische Versunkenheit verfallen, während Biedersinn und Edelmut, Anspruchslosigkeit und Selbstvergessenheit, ja Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe nicht zu den als wesentlich erkannten Attributen der Künstler und Gelehrten gehören. Noch mehr, wir sehen ganze Völker auf dem Schauplatz der Weltgeschichte auftreten, die in Besiegung aller äußern Hindernisse eine unwiderstehliche Kraft entwickeln, auch in Kunst und Wissenschaft zu einer für ihre Zeit außerordentlichen Höhe sich erhoben, erst moralisch und zuletzt auch politisch völlig verkommen. Auffallend fürwahr ist dieser Widerspruch zwischen Theorie und Wirklichkeit auf dem Gebiet kulturhistorischer Betrachtung.

Allein, wir dürfen nicht vergessen, während wir den wahren Stützpunkt für Veredlung der Menschheit suchen und in Kunst und Wissenschaft zwei solche gefunden zu haben meinen, wieviel dabei auf den Ausgangs- und Vereinigungspunkt der geisteserquickenden Strahlen ankommt. Es können Kunst und Wissenschaft wie zwei von geschickter Hand aufgestellte Hohlspiegel, die aus einem Brennpunkt ausgehenden Lichtstrahlen auffangen und wohltuendes Licht verbreiten, von vielen andern Punkten aus dagegen uns arge Zerrbilder hervorbringen. Darum bringen Kunst und Wissenschaft unter verschiedenen Dispositionen bei einzelnen Menschen und bei ganzen Völkerschaften oft entgegengesetzte Wirkungen in bezug auf moralische Veredlung hervor, weil bei dem Einen bloß die Kraft, bei dem Andern dagegen auch die Weihe der Kraft vorhanden war.

Die edlen Naturen aller Zeiten haben das heilige Gebiet des Schönen nur in weihevoller Stimmung betreten; während sie das Ideal der Vollkommenheit in sich trugen, sehen sie es auch vor ihren Augen schweben. Sie wandelten im verklärten Licht und rufen uns aus aller Zeiten Ferne jetzt noch zu: „Lasset uns wandeln im Lichte des Herrn". Kaum hatte Mose die Religion des Geistes vom Sinai verkündet, so geht er ans Werk, ein Heiligtum zu errichten, damit das Schöne, das im Heiligtum obwaltete, zugleich das Heilige werde. Schon ist der Künstler von dem göttlichen Geist beseelt und dem Propheten ebenbürtig betrachtet er den Meister, der den rohen Stoff durch die schöne Form adelt.

Andere wiederum, auch hochbegabte Geister, für die aber das Ideal der sittlich vollkommenen Menschheit aus dem Leben geschwunden war, haben ohne die eigentliche Weihe das Gebiet der Kunst und Wissenschaft betreten, und je höher der Standpunkt war, den sie darin eingenommen haben, desto mehr haben sie sich selbst mit dem Gedanken vertraut gemacht, „es könne ein gedeihlicher Fortschritt des Menschengeschlechts durch die bloße Vervollkommnung seiner ästhetischen und intellektuellen Anlagen außer Verbindung mit seiner moralischen und religiösen Natur geschehen". Dieses ist der sogenannte philosophische Materialismus, der theoretisch wie praktisch sich weithin über das Gesamtgebiet menschlicher Tätigkeit gelagert hat, und in dem bloß die Kraft, aber nicht die Weihe der Kraft vorhanden ist.

So hat z. B. die Kunst der Griechen nur so lange in Blüte gestanden, als diese ideale Verklärung ehrwürdig dastand. Sobald diese ideale Verklärung zu Grunde ging, sank auch die Kunst, diente bloß zur Lust der Menschen und konnte nicht mehr aus dem Born idealer Schönheit, sondern nur noch aus der prosaischen Wirklichkeit schöpfen.

Betrachten wir nun nach dieser Auseinandersetzung das positive Verhältnis der Hebräer zur bildenden Kunst und systematischen Wissenschaft. Auf den ersten Anblick scheint es, als ob die Hebräer des Sinns und der Befähigung für diese Gebiete ermangelten. In der Plastik und Malerei haben die Hebräer nichts geleistet. Wenn nun auch bei ihnen das religiöse Gesetz die bildende Kunst entweder beschränkte oder gänzlich verbot, so fand dadurch keineswegs eine widernatürliche Verkümmerung vorhandener Anlagen statt, sondern das göttliche Verbot stimmt durchaus mit dem eigentümlichen Wesen des Volksstammes, dem es gegeben war. Indem den Hebräern verboten wurde, das göttliche Wesen im Bild darzustellen, wie es die umwohnenden Völker gewohnt waren, wurde ihnen und der bildenden Kunst nichts entzogen, sondern die Welt vor einer Vermehrung mißgestalteter Götzenbilder bewahrt. In der Poesie, die eine geistige Zusammenfassung und Wiederholung der Plastik und Malerei ist, bemerken wir dasselbe Verhältnis der Hebräer. Für Epos und Drama, die Wurzel und höchste Blüte der Poesie, scheint ihnen Sinn und Anlage zu fehlen. Nur da, wo im Innersten des menschlichen Geistes die Kunst mit der höchsten Lebensmacht, mit der Religion und den ihr verwandten sittlichen Mächten sich unmittelbar berührt, da zeigt sich auch der hebräische Volksstamm ihrer fähig. Hierher gehören die Psalmen, nach ihrer poetischen und musikalischen Seite, das Hohe Lied und das Buch Hiob.

In gleicher Weise fehlt den Hebräern Philosophie und Naturwissenschaft. Der systematisch-wissenschaftliche Sinn, das Streben nach objektiver Erkenntnis der Welt und ihrer Erscheinungen fehlt den Hebräern ganz. Der Hebräer führt alle Erscheinungen der Natur sogleich auf den letzten Grund alles Seienden, auf Gott zurück. Er nennt den Donner die Stimme Gottes; Gott führt die Sterne hervor und bestimmt ihre Bahnen; er schüttet im Regen die Schläuche des Himmels aus. Die Schilderungen von Tieren und Naturvorgängen, die das Buch Hiob enthält, haben durchaus keinen wissenschaftlichen Zweck; sie dienen nur dem Beweis der Erhabenheit und der Macht Gottes.

Sind wir aber von dem völkerpsychologischen Standpunkt berechtigt, diese Erscheinung als einen Mangel des hebräischen Stammes zu betrachten? Allerdings ermangelten die Hebräer der bildenden Künste; und ebenso fehlen ihnen die vornehmsten Gattungen der Dichtkunst: das Epos und das Drama. Allein, das Volk der Offenbarung konnte und sollte auch kein Epos haben. Denn seine ursprüngliche heilige Geschichte durfte nicht willkürlich von dem epischen Dichter nach Kunstgesetzen umgestaltet werden; sie war heilige, unantastbare Geschichte. Noch weniger durfte seine Vergangenheit in ein gegenwärtiges Drama umgewandelt werden.

Das hebräische Volk bedurfte auch weder eines Epos — denn vielmehr als das, was der Grieche an seiner dichterisch verklärten Vergangenheit hatte, besaß der Hebräer an seiner Heilsgeschichte — noch eines Dramas, denn es stand in seinem gegenwärtigen Verhältnis zu Gott, der ihm durch seine Propheten eine herrliche Zukunft verhieß. Die hebräische Prophetie erfaßt die dramatische Poesie, wie die heilige Geschichte das Epos. Der Prophet erhebt sich über den Jammer und das Elend der Wirklichkeit nicht wie die dramatische Poesie in eine scheinbar ideale Welt, sondern in einen vollkommenen Zustand der Zukunft. Mit der Verklärung der Welt schließen die Propheten. Das ist die Welt, die Gott schaffen will und die Propheten schildern sie als die Sprecher Gottes voraus.

Ein gleiches Verhältnis ergibt sich, wenn wir die Parallele ziehen in bezug auf systematische Wissenschaft und Philosophie bei den Hebräern. Das Volk der Hebräer, so unfähig zu philosophieren, hat dennoch ein tieferes Prinzip der Philosophie, als selbst Plato. Ohne Methode der Erkenntnis, ohne Dialektik und ohne alle philosophische und wissenschaftliche Anlage, wie sie den Griechen und Römern eignete, hat dieses Volk einen offenen Sinn gehabt für die überirdische Welt, den Urgrund alles Seins, ein offenes Herz für den allmächtigen Gott, in dem allein die Gründe und Zwecke alles Seins und Werdens, darum auch aller Erkenntnis ruhen.

Und warum mußte dies so sein? Warum mußte das unphilosophische Volk das letzte Prinzip aller wahren Philosophie der Welt mitteilen? Weil das höchste Leben und die höchste Wahrheit nicht zuerst intellektueller, sondern ethischer Natur ist, weil die tiefste Wahrheitserkenntnis des Menschen nicht in seinem Verstand und in seiner Vernunft, sondern in dem sittlichen und religiösen Mittelpunkt seines Wesens, in dem Herzen liegt, das gut und böse unterscheidet. Mit Recht sagt Steinthal (Zeitschrift für Völkerpsychologie, I, 6, 343): „Dächten wir uns die Griechen noch begabter, als sie waren, so hätten wir vielleicht zehn Sophokles und zehn Phidias statt des einen, oder vielleicht noch schönere Tragödien und vollendetere Bildsäulen, aber — keinen Monotheismus" Denn der Monotheismus besteht nicht in der philosophischen Ansicht, daß die Gottheit, als das Absolute, die Einheit des Idealen und Realen, die höchste Idee und zugleich die unendliche Ursache alles Endlichen sei; zu dieser phantastischen Spekulation und Abstraktion bringen es freilich die andren Völker. Indem aber so ein abstrakter Gott gefunden wird, verliert man ihn zugleich. Denn dieser Gott ist wohl ein philosophisches Absolutes, aber im Sinne des Volkes der Offenbarung nur ein Gedankenring und ein Götze. Er ist weniger als ein Mensch, denn er ist

kein Ich; er ist weder Liebe, noch Gerechtigkeit, noch Heiligkeit; denn dies alles setzt eine Persönlichkeit voraus. Den lebendigen und heiligen, allmächtigen Gott, der die Liebe ist, hat nur das Volk Israel erkannt, weil es mit ihm in Gemeinschaft gestanden hat. Die Hebräer haben nicht in gemeinschaftlichem Suchen nach Lösung der Rätsel zu forschen und darüber zu philosophieren angefangen, sondern die Furcht Gottes ist bei ihnen Anfang und Ende, Prinzip und Zweck aller Weisheit. Die Schilderungen von Tieren und Naturvorgängen, die das Buch Hiob enthält, haben durchaus keinen wissenschaftlichen Zweck, sie dienen nur dem Beweis der Erhabenheit und der Macht Gottes; und diese Eigenschaften Gottes werden gerade durch die Unbegreiflichkeit jener Dinge, die ein Erkennen unmöglich macht, für das Gefühl der Menschen gesteigert. Die Frage, wie das Uebel, das den Menschen trifft, zu seiner Rechtschaffenheit und wiederum zu Gottes Gerechtigkeit sich verhalte, ist der Inhalt des Buches Hiob, das den Gipfel hebräischer Philosophie enthält. Aber es wäre sehr übel getan, dieses Buch ein philosophisches Buch zu nennen. Das Buch enthält nicht Spekulationen, sondern Erfahrungen; es enthält nicht Theorie, sondern Leben, nicht Philosophie, sondern Religion. Die Gedankenbewegungen darin sind den Herzens- und Gemütsbewegungen untergeordnet; so sind auch die Rätsel der Natur, die darin auftreten, den Rätseln des religiösen Lebens untergeordnet und da sie in ein unmittelbares Verhältnis zur Allmacht Gottes gesetzt werden, so liegt für Hiob, wie für den Hebräer überhaupt, in ihnen keine Schwierigkeit, also auch keine Aufforderung zur wissenschaftlichen Erforschung.

Die Hebräer sind ein Volksstamm ohne Philosophien und Wissenschaft, und dennoch kommt von ihnen die Erkenntnis des höchsten aller Wahrheiten, des Prinzips der vollkommenen Philosophie. Denn die höchste Wahrheit kann nur auf eine ethische Weise erkannt werden, durch Glauben und Liebe, weil sie Gott selbst ist.

Das Wesen des Judentums.

Eine Zeitstimme
zum Offenbarungsfest 5665 von Dr. D. **Leimdörfer**-Hamburg.

Text: „Achat dibber Elohim schetajim su schamati ki os lelohim."
„Eines hat Gott geredet, zwei haben wir vernommen; wahrlich, des ewigen Gottes ist die Majestät."
Psalm 62, 12.

Versammelt zur gemeinsamen Erinnrung der höchsten Offenbarung in der Geschichte der Menschheit vernehmen wir nach Jahrtausenden alljährlich an diesem Tage die Stimme der Majestät aller Majestäten, die einst der Sohn Amrams von Sinais geweihter Höhe herab in Stein gemeißelt gebracht hatte. Die eine Gottesstimme, wie sie aus den beiden Mosestafeln zu uns redet, weiset hin auf die Majestät der ewigen Gottheit, vor der sich die gesamte Kulturwelt beugt, und die ihr die Macht verleiht, sich in allen Lebenslagen aus dem Staub der Erde zur Himmelshöhe sittlicher Ideale zu erheben. Auch die moderne Zeit und deren Schule lauscht dieser Stimme, denn sie forscht in der Flucht der Erscheinungen und der Fülle der Erinnerungen nach den Kernpunkten, den Urprinzipien, nach dem, was als wesenhaft dem Welt- und Geistesleben eignet.

Es haben in letzter Zeit gelehrte Größen in und außerhalb des Judentums nach dem von allen Schalen losgelösten Kern ihrer Religion auszuschauen versucht, Studien und Bücher veröffentlicht über das Wesen der verschiedenen Bekenntnisse. An welchem Tage läge es uns näher, uns mit der Frage nach dem Wesen des Judentums zu beschäftigen, wie heute, wie jetzt in der Geburtsstunde jener Offenbarung, die uns die ewige Grundlage unserer Konfession und damit der ganzen geistigen Kulturwelt als das kostbarste Vermächtnis unseres Vaters im Himmel gespendet hat. —

Was ist das Wesen des Judentums? Es gibt keine Frage, die öfter aufgeworfen und verschiedenartiger beantwortet worden ist.

Zwei Stimmen sind es besonders, die am meisten Anklang gefunden. Die eine rief: „Das Wesen des Judentums ist der ungetrübte Monotheismus! Es gibt nur einen Gott und außer und neben ihm ist nichts, was göttliche Verehrung beanspruchen dürfte". Ohne Zweifel ist der reine, lautere Ein-Gottglaube, wie er aus dem 1. und 2. Sinaiwort in seiner vollen Erhabenheit hervorstrahlt, die Basis, die wichtigste Grundlehre des Judentums. Allein, wenn dem so wäre, wie ist es möglich, daß eine Stimme laut werden konnte, wie die eines Hillel und nach ihm eines Rabbi Akiba, die auf die Frage: Was ist das „Wesen" des Judentums? geantwortet hatten: „Die Nächstenliebe!" „Ich will das Judentum kennen lernen in seinem Kern und Umriß in der Spanne Zeit, während ich auf einem Fuß stehe", so sprach der Heidenjünger einst zu Hillel, und dieser erwiderte ihm: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, füge auch andern nicht zu! Dies ist das Wesen unsrer Lehre. Das Uebrige ist Erläuterung, du wirst es später lernen". Und Hillels Schüler, der größte aller Rabbinen, Akiba, meint: Was Moses im III. seiner Bücher, im 18. Kapitel Vers 19 geschrieben: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst, das ist der höchste Grundsatz, das Wesen des Judentums".

Wo ist die Wahrheit? Ich antworte: In beiden Stimmen, so sie nicht getrennt, sondern vereint erfaßt und betätigt werden. Der reine Monotheismus und die allumfassende Menschenliebe. Jener als Keim der religiösen Erkenntnis und der geistigen Beziehung des Menschen zu seinem Schöpfer, diese als Wurzel und Ziel des gesitteten Zusammenlebens der Menschen, sie sind eine Zweiheit, aus der die große Einheit uns entgegenleuchtet, von der der Psalmist in unserm Text redet: Eines hat Gott gesprochen, zwei haben wir vernommen. Hat einst der deutsche Philosoph Hegel von seiner Konfession mit stolzer Begeisterung ausgerufen: „Hier liegt die Einheit des Göttlichen und Menschlichen," mit mehr Fug und Recht konnte der Bekenner des Judentums von dem Wesen seiner Lehre solches künden. Denn wir haben den Beweis am heutigen Denktage der Geburt dieser Lehre in Händen. Was der Mensch als Bürger zweier Welten, einer geistigen und irdischen, denkt, empfindet, denken und empfinden soll, es ist mit unauslöschlichen Zügen, mit göttlichem Griffel eingemeißelt in den einen Zweitafelstein von Sinai. — Auf der einen Seite das Wesen des Judentums in Beziehung auf das seelische Band, das den Erdensohn mit dem Himmelsvater verbindet, auf der andern die Grundgebote des sittlichen Handelns der Ethik für den realen Boden irdischen Zusammenlebens mit den göttlichen Gebilden von Fleisch und Blut, die Ebenbilder des himmlischen Urbildes sein sollen. Das eine ohne das andere wäre undenkbar, träfe den Menschen als solchen, als den sichtbaren Träger des flüchtigen Weltreiches und des ewigen Gottesreiches nie und nimmer. Deshalb sind die Sinaitafeln die unverbrüchlichen Zeugnisse der Offenbarung der höchsten Majestät, nicht nur für uns Israeliten, sondern für die gesamte gebildete Menschheit, Stern und Kern, Halt und Gehalt aller Religionen. Und der heutige Feiertag, an dem sie die Moseshand von der Höhe zur Tiefe gebracht, ist am geeignetsten, die Einheit des Göttlichen und Mensch-

lichen als das Wesen der Religion zu erkennen und zu würdigen.

* * *

„Ich bin der Herr, dein Gott!" Ein Gott, der nicht nur über dem All und außerhalb der Menschenwelt in unnahbarer Himmelshöhe schaltet und waltet, nein, dein Gott, der in deinem Innern lebt, den du wahrgenommen, den du in der Geschichte deines Stammes wandeln und wirken schautest, tief eingreifend in deine Lebensgeschicke, als das klassische Volk der Sklaverei dir die Brust zusammengeschnürt, als das Volk des Götzendienstes und des Totenkultus dich vergewaltigt hatte. „Dein Gott, der dich geführt hat aus dem Lande Mizraim, dem Hause der Knechte!" Was folgt daraus? Fort mit allem, was dem reinen Monotheismus zuwiderläuft. „Du sollst keine andern Götter haben!" Nicht Vielgötterei, nicht Abgötter, nicht Bilder und Götzengebilde, nicht phantastische Wahn- und Spukgestalten, nicht Mysterien des Aberglaubens, keine Höllengeister, keine Dämonen der Unterwelt. Ausgeschlossen hat der Gott vom Sinai all das, was die Vernunft als Ungott hinstellen mag, verbannt ist und bleibt hier Sterndienst, Tierdienst, Menschendienst und Vergötterung von Geschöpfen, ob sie im Leben oder ob sie verschieden. — Damit erwacht der Gedanke an die Weihe und Heiligung des Ureinen in der Menschenbrust, den irdisch nur der Name (Schem) kündet, dessen Namen nicht auf das falsche Eitle übertragen werden darf.

„Du sollst den Namen des Ewigen, deines Gottes nicht aussprechen zum Falschen oder Vergeblichen!" Es erwacht das strafende Gewissen, die Stimme des Herrn in unserm Herzen, rufend, mahnend: „Gott wird nicht ungestraft lassen den Lügner und Meineidigen und den, der der Heiligkeit Urbild hinabzerrt in den Staub, entehrend, entweihend. — Es folgt die Heiligung der Zeiten: „Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest!" Sei ein Mensch, dich erhebend über das Tier; weiht dich die Arbeit schon in den sechs Arbeitstagen, so weiht der Sabbat dich zum Höhenmenschen umsomehr; du wirst ein Ebenbild deines Schöpfers, fassest heilige Vorsätze, betend, horchend auf die Stimme des Himmels. Der Sabbattag entflammt in dir einen unaussprechlichen Idealismus. Gelockerte Familienfäden werden neu geknüpft; den Vorgeschmack der Seligkeit du empfindest ihn, du kostest ihn am trauten Herde deines Hauses. O heiliger Sabbat, mit deinem Licht, deiner Weihe, deinem Segen bereitest du beim Kinde den Boden vor zur Aufnahme der folgenden Gottessaat:

„Ehre deinen Vater, deine Mutter!" Doch giltst du uns noch mehr. — Du bist die Mutter der sozialen Humanität. Nicht nur darum bist du uns heilig, weil Gott nach seinem Schöpfungswerke „geruht" hat, sondern auch, damit ruhe: „dein Knecht, deine Magd, dein Fremdling", und mag die eine Tochterreligion deiner gedenken am Sonntag, die andre am Freitag, unser Sabbattag wie wir ihn seit Jahrtausenden am Sonnabend von Abend bis Abend feiern, ist das Ur- und Vorbild des höchsten sozialen Segens, der ausgleichenden Humanität in der Welt.

Ehre Vater und Mutter, sie sind uns die Stellvertreter Gottes auf Erden, nicht weitausschauende, weissagende Propheten, nicht himmelsüchtige Priester, nein Eltern sind es, die wir im Leben und im Tode verehren und lieben und ehrfürchten sollen. Bei keinem Gebote ein Lohn wie hier: „damit sich mehren deine Tage" oder wie Moses kurz vor seinem Tode hinzufügt: „damit es dir wohlergehe auf Erden." Kinder, denen Vater und Mutter Wesen der Geringschätzung werden können, verdienen nicht zu leben, noch den Genuß dessen, was gut ist.

Hier beginnt der Uebergang zum sittlichen Handeln innerhalb der Kämpfe um das Dasein; hier erfaßt uns das Gefühl für die Heiligkeit des Menschentums neben der höchsten Gottheit wie Schauer der Andacht: „du sollst nicht töten!" Ja, nicht einmal kalt dastehn beim Blute deines Nächsten in Stunden der Gefahr und in sonstigen Nöten. Heilig sei dir Gottes Ebenbild! Du Sinaidrommete, rufe es hinaus in Sturmtönen über die blutigen Schlachtgefilde, wo der Krieg soviele Mütter ihrer Kinder beraubt! Du Sinaiposaune, schrei es hinein in die entmenschte Seele der Tyrannen nach Nordost von Europa. „Lo tirzach — du sollst nicht morden!" Nicht vergießen das unschuldige Blut hülfloser Greise, Frauen und Kinder meines entrechteten, geknechteten Volkes Israel!

Hier erhebt sich der ethische Untergrund des Staates und der Gesellschaft, die Keuschheit des Familienlebens.

„Lo tinaf" — verletze nicht die Bande, die heiligsten, die reinsten, die zwischen Mann und Weib! — Hüte dich vor Verwechselung von Mein und Dein: „du sollst nicht stehlen!" Dazu gehört Lug und Trug, Bestechung und Uebervorteilung, Ausbeuten und Wucher treiben gegen den Mitmenschen, jeden Mitmenschen, denn im ganzen Zehngebot handelt es sich nicht um „Volksgenosse", wie Unkenntnis oder Absicht das Wort „Rea" — Nächster deutet, denn sonst müßte ja auch: „du sollst nicht aussagen wider deinen „Nächsten" als falscher Zeuge", wo es auch „Rea" heißt, abgeändert werden in „wider deine Volksgenossen". Das ist aber bislang nirgends der Fall gewesen. Gegen jedermann verbietet die Sinailehre Verleumdung und Angeberei, Verletzung der Ehre, die uns noch höher stehn soll als das Leben.

Und endlich tritt sie der lüsternen Begierde entgegen, dem bösen Triebe, aus dem die wildesten Leidenschaften hervorgehen! „Du sollst nicht begehren"! Sollst zufrieden sein mit deinem Teil und häßliche Neigungen in dir zügeln, sündige Triebe beherrschen, die Wogen der Leidenschaften eindämmen.

So hat die zweite Sinaitafel einen Protest erhoben gegen rohe Willkür, gesetzeslose Gewalt, gegen Anarchie und tierische Wollust und gegen die fessellosen Instinkte tierischer Seelen in denen Heimtücke, List, Groll, Haß und Rache toben, so die Begierden nicht befriedigt werden. Man hat gesagt: Religion haben heißt „ein guter Mensch" sein. Gewiß, das ist auch Religion. Aber man hat vergessen, daß das „Gutsein" auf Gott zurückgeführt werden muß, daß der erste, daß der Urheber des „guten Menschentums" Gott gewesen. Wohl gab es einzelne sittliche Charaktere auch schon bei den Fetischanbetern im Heidentume, die Gesamtheit des Volkes wurde von ihrer Sittlichkeit nicht beeinflußt. Das Sittengebot vom Sinai aber ist ein Gebot an die Gesamtheit der Menschen. Es will alle zu guten Menschen erziehen, und darum kann es nicht losgelöst werden von dem Vater Aller. Das Göttliche ist hier der Keim des Menschlichen, „Anochi Adonai" Ich bin der Ewige, ist die Wurzel von: „du sollst nicht!" Und darin erweist sich uns unser Lehrer Moses als ein edles Vorbild für die Aufnahme der Einheit des Göttlichen und des Menschlichen als der lebende Träger des Wesens unserer Religion. Moses wirft nach der Sünde des goldenen Kalbes in heiliger Entrüstung nicht nur die Tafel von sich, die den Götzendienst verbietet, sondern zugleich auch die andere mit den Geboten sittlichen Handelns, denn nie und nimmer kann es gute Menschen geben, die sich so vergessen konnten, daß sie kurz nach der Empfängnis des reinen Monotheismus und nach dem

feierlichen Versprechen „naasse wenischma“ — „wir wollen tun und gehorchen“, in den egyptischen Tierdienst verfallen konnten. Nicht Kant hat den kategorischen Imperativ im Gewissen entdeckt, sondern Moses am Sinai, aber nicht aus sich selbst, sondern durch Gott. Erst redete Gott und dann erwachte das Gewissen. Der Fehler liegt an der Kurzsichtigkeit der Menschen, die, wenn sie die Blume sehen, an ihren Keim vergessen, wenn sie den Baum mit seinem Stamm, seinen Aesten, Laub, Krone und Früchten gewahren, der Wurzel vergessen. Die Wurzel aller Ethik, d. h. aller praktischen Religion, der Güte, und des sittlichen Handelns, ist der unsichtbare, ewige Gott, der einst sprach: „Heilig sollt Ihr sein, denn heilig bin ich, Euer Gott!“ Eine ethische Gesellschaft ohne Gott ist aber nicht nur deshalb ein Phantom, weil ihr die Lebensbedingung fehlt, sondern auch, weil es ihr an Pflege und Obhut mangelt. Nur wer Gottes allsehendes, heiliges Auge fürchtet, schrickt zurück vor Sünde und Schuld, daher ist Gottesfurcht zugleich Tugend und „Jirat schamajim“ die Furcht des Himmels zugleich „Jirat Chet“, Furcht und Scheu vor Sünde und Verbrechen. (Schluß folgt.)

Ein französischer Jesusroman.*)

Besprechung von Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal.

Eine Schauspielerin und eine Französin schreibt den Roman eines Glaubenshelden! Wir erwarten ein solches Buch kaum aus dem Lande der großen Revolution, dem Vaterlande der Enzyklopädisten; hat Frankreich schon einen Chateaubriand hervorgebracht, so war das zur Zeit des heiligen Bundes und seiner Nachwirkungen. Aber unser Tatsachenzeitalter, das jenseits des Rheins eine Trennung des Staats von der Kirche durchsetzt, erzeugt dort eine Vertreterin der Bühne, die auf den flüchtigen Erfolg eines Abends zu rechnen hat und mit den flüchtigen Tageserzeugnissen, und die nun noch die Kunst besitzt, um die dauernde Palme des Schriftstellerruhms zu ringen und einen religiösen Gegenstand von größter Tragweite zu behandeln. Wenn wir ihrer Einleitung glauben wollen, so hat sie sich jahrelang ernstlich mit allen Gegenständen befaßt, die nur zu ihrem Stoffe eine Beziehung hatten. Erwarten wir nun der ernsten Einleitung gemäß einen bloßen Gedankenroman, so enttäuscht das Buch den Leser sehr angenehm, indem der Gedanke nicht aufdringlich austritt und in die Tatsachen der Erzählung umgesetzt wird.

Wir sehen den Knaben Jesus mit seinen Genossen kindlich spielend. Da sehen sie einen Mann vor sich, der seine Sklavin mißhandelt, sie fallen auf Jesu Verlangen gründlich über ihn her — aus einer Gartentür tritt der Inder Kuwiamitra, bei dessen Anblick der Mann zusammensinkt. Aus dem engen Nazareth wird Jesus bei der Wallfahrt nach Jerusalem geführt, aber all die gottesdienstlichen Eindrücke mißfallen ihm, und im Tempel belauscht er eine Unterredung des Inders mit den Sanhedristen, deren Inhalt ihn am Glauben irre macht. Kuwcamitra nimmt ihn auf seine weiten Weltenwanderungen mit und lehrt ihn den Geist der Völker und ihre Anschauungen kennen; auch ärztliche Geheimnisse und die Bezwingung eigenen und fremden Willens. Johannes, dem Eiferer, gegenüber will er der allgemein menschlich wirkende Völkerlehrer werden. Aber man erkennt wohl seine Wunder an, nicht jedoch seine Lehren, die, dadurch bestimmt, immer seltsamer und rätselhafter werden. Als Messias wird er dem ängstlichen Synedrium verdächtig — er entzieht sich nicht dem Verhängnis, und Judas Ischarioth opfert seinen guten Ruf dem Willen Jesu — er wird wider Willen zum Werkzeug der Gefangennahme. Vorher hat Jesus schon mit seinem Jugendfreunde Josef von Arimathia Vorkehrungen getroffen, um seine Auferstehung glauben zu machen. Seine Kreuzigung ist vorüber, er ist beerdigt — aber es ist nur ein Starrkrampf den Jesus künstlich hervorgerufen. Josef holt heimlich die Leiche aus dem Grabe, und er erscheint, nachdem der Starrkrampf vorüber, den Seinen als Auferstandener. Sein weiteres Leben fließt in der Einsamkeit hin.

Die Frau hat ihren Renan eifrig gelesen, wird man ausrufen! Aber noch weit mehr! Bei der Darstellung der Wallfahrt, der Annäherung nach Jerusalem hin, des Weges zum Tempel, der Opfergebräuche, hat die Verfasserin die Mischna in ausgiebiger und überraschender Weise benutzt, wie es einem Rabbiner nur Ehre machen würde. Ebenso genau ist sie den orientalischen Sitten nachgegangen, deren Darstellung ungezwungen die ganze Handlung beherrscht und ihr großen Reiz verleiht. Ihre geschichtlichen Forschungen müssen sehr weitgreifend gewesen sein. Daß sie die Bibel genau kennt, ist selbstverständlich.

Wenn die Verfasserin aber glaubt, den wirklichen Jesus hier aufgegraben zu haben und ihre Erklärung der Wunder für eigenartig ansieht, so ist das eine Selbsttäuschung. Ueber die natürliche Deutung von Wundern ist man heute weit hinaus. Sie können nur gläubig angenommen oder geleugnet werden. Gerade die Art, wie diese Heilungen erklärt werden und wie die Auferstehung hier gedeutet wird, ernüchtert den Leser sehr. Daß Jesus indische Einflüsse in sich aufgenommen, glaubt heute auch Niemand mehr. Gerade die Evangelien zeigen ihn ganz aus altjüdischen Verhältnissen und Anschauungen hervorgehend, als Deuter und Erweiterer alter Lehren. Der Gegensatz gegen den Pharisäismus stammt — da doch die Verfasserin wissenschaftlich vorgehen will — aus viel späteren Zeiten. Ueber die biblischen Bücher und die Fragen ihrer Entstehung hat Jesu so wenig nachgedacht, so wenig daran gemäkelt, daß, die Geschichtlichkeit der Einzelheiten vorausgesetzt — das tut doch die Verfasserin —, die Worte des alten Testaments die Belege und Beglaubigungen seines Auftretens sind und nur sein können. Die Schürersche Anschauung vom gesetzlichen Leben Israels müssen wir schon hinnehmen — das sind wir gewöhnt. Von der Freude der alten Israeliten beim Einzug in Jerusalem und in die Tempelhallen kann die Verfasserin keine Ahnung haben, weil sie das Gefühl des frommen Juden nicht kennt.

Ist der Roman in dichterischer Beziehung reizvoll, ja, bietet er auch reiche geschichtliche Belehrung, so kann er an sich als Ergebnis wissenschaftlichen Arbeitens nicht gelten. Die darin auftretenden Anschauungen sind überwunden. Auch der Hauptgedanke, Jesus als Messias aufzufassen, ist nicht neu. Um das Ringen der glaubensbedürftigen Seele mit den Geheimnissen des Glaubens darzustellen, dazu ist der gedankliche Hintergrund nicht angetan. Wir haben in Dichtungen, welche jene Zeit behandeln, weit Stärkeres zu hören bekommen.

Alle Ehre aber dem Streben der Frau, die Oberfläche zu durchdringen und das, was sie selbständig gefunden zu haben glaubt, verständlich und zugleich packend mitzuteilen. Die dichterische Seite des Buches zeigt uns eine Kraft ersten Ranges, die das Entlegenste begreiflich zu machen weiß, indem sie es mitempfindet, und die sich gewiß an Stoffen einer nicht so rätselhaften Art noch mehr bewähren würde.

---

*) Jesus, ein Roman von Pierre Nahor (Emilie Lerou). Uebersetzt von Walther Bloch. Berlin, Behr, 1905, XXVI und 304 S.

Die Judenhetze in Schitomir.*)

Die erste Woche seit dem Massakre ist vergangen. Das Leben der Stadt tritt allmählich in das gewohnte Geleise, obgleich auf allen Gesichtern noch die Spuren des Durchlebten sichtbar sind.

Eine Judenhetze wird hier schon lange erwartet; die ganze Stadt sprach davon und die jüdische und nichtjüdische Bevölkerung bereitete sich darauf vor. Auch wir trafen unsre Maßnahmen, organisierten die „Selbstverteidigung"**), und doch wurden wir von den Ereignissen überrascht. Wir hatten keine bestimmten Anhaltspunkte, welche uns auf das Entstehen einer gewöhnlichen Judenhetze hätten schließen lassen können. Die christliche Bevölkerung lebte hier friedlich mit der jüdischen, und sogar während der Zeit der Judenhetze machte sich keine besondere Feindseligkeit seitens derselben bemerkbar. Wir wußten zwar, daß eine „schwarze Bande"***) organisiert wird, daß Proklamationen verbreitet werden, die zur Tötung der Juden auffordern, daß einige Leute Drohbriefe erhalten hätten, aber alles das war in der letzten Zeit eine so alltägliche Erscheinung geworden, daß wir ihr keine besondere Bedeutung beimaßen. Wir erwarteten die Gefahr nicht von der Seite, von der sie kam; wir erwarteten hauptsächlich einen Ueberfall der unorganisierten Massen der umliegenden bäuerlichen und städtischen Kleinbürgerbevölkerung und dachten, gegen sie aufzutreten. Unsere „Selbstverteidigung" war eben auf Grund der alten Taktik der Regierung organisiert. Doch die Regierung ging bei dieser Judenhetze nach einem ganz neuen Plane vor, und es ist sehr möglich, daß sie ihn auch fernerhin anwenden wird. Die Regierung beteiligt sich nun nicht direkt durch ihre Agenten an der Hetze, sondern sie sucht — wenn es ihr auch schlecht gelingt — sich hinter dem Rücken ihrer „schwarzen Banden" zu verstecken. Die Regierung ist vorkommenden Falls nicht abgeneigt, sogar die Rolle des Retters der Stadt zu spielen und die Waffen gegen ihre eigenen Söldner zu kehren. Die hiesige „schwarze Bande" wurde von speziell aus Moskau hergereisten Polizeibeamten organisiert. Es steht jetzt völlig fest, daß der Revieraufseher Kujarow, der von einem Mitglied der Kampfesorganisation der „Sozialisten-Revolutionäre" erschlagen wurde, der Gehilfe des Revieraufsehers Jarotzki, der älteste Schutzmann Alexandrow und einige verkleidete Gendarmen die Hauptorganisatoren des Massakres waren. Auch am Massakre selbst nahmen einzelne Polizeibeamte teil. So z. B. zeigte ein Polizist in der Kiewer Straße den Plünderern, welches die jüdischen Häuser wären; ein andrer Polizist schritt der Menge voraus und schlug mit einem langen Stock die Fenster in den jüdischen Häusern ein.

Dasselbe gilt auch von den Soldaten. Einzelne Soldaten nahmen offensichtlich teil am Massakre, sie stachen nach den Juden und halfen sie prügeln. Doch sind alle diese völlig erwiesenen Fakta für *diese* Judenhetze nicht charakteristisch.

Charakteristisch für sie ist die „Passivität" der Polizei. Die Polizei mußte es wissen, daß wir uns bewaffnen. Sie sah, wie wir bewaffnet auf die Straße hinaustraten und die Plünderer überfielen; sie hätte uns entwaffnen und unsre Aktion stören können. Doch sie tat es nicht, im Gegenteil, sie ließ uns vier Stunden lang mit den „Hooleguns" kämpfen. Es war eine förmliche Schlacht, überall hörte man Schüsse, Dutzende von Opfern fielen, ein herzzerreißendes Gestöhn durchzog die Stadt; doch das Militär und die Polizei waren wie ausgestorben. Die Polizei verließ sich augenscheinlich gänzlich auf ihre Armee: „die schwarze Bande", und die Gerechtigkeit wollen wir ihr widerfahren lassen: „Die schwarze Bande" war vorzüglich organisiert.

In Schitomir gab „die schwarze Bande" die erste Schlacht den revolutionären Kräften, insbesondere des jüdischen Proletariats; weitere Schlachten werden wahrscheinlich nicht lange auf sich warten lassen.

In Schitomir kam es nicht zu den gewöhnlichen Plündereien, wie sonst bei Judenhetzen. Natürlich kamen vereinzelte Fälle von Raub auch hier vor, es kam aber nicht zu den grausenerregenden Bildern von Kischinew und Homel. Es ist möglich, daß, wenn die Selbstverteidigung nicht funktioniert hätte, die Judenhetze einen größeren Umfang angenommen hätte, und wir vielleicht dann ein zweites Kischinew hätten verzeichnen können. In diesem Falle begnügten sich jedenfalls die Hooleguns hauptsächlich mit dem Fenstereinschlagen und der Zerstörung des Hausgeräts.

Der Angriff geschah gleichzeitig auf zwei, drei Punkten: auf dem Marktplatz, in dem „Podol", dem ärmsten, von Juden bewohnten Stadtteil Schitomirs, und in den diese Plätze umgebenden Straßen. Von den letzten durch die „Selbstverteidigung" verdrängt, konzentrierten sich die Hooleguns auf dem Marktplatz; dort formierte sich auch unsre „Selbstverteidigung", doch bald stellte sich zwischen ihr und den Hooleguns Militär auf. Hier wurde in Gegenwart eines Offiziers der russische Student Blinow, der die Unterhandlungen zwischen der „Selbstverteidigung" und der Polizei führte, von den Gehilfen des Revieraufsehers und den „Hooleguns" erschlagen.

Die Schlacht, welche in dem „Podol" vor sich ging, begann ohne jeden ersichtlichen Grund. Die Hooleguns stürzten sich auf die jüdischen Häuser, bewarfen sie mit Steinen, brachen in die Wohnungen ein und zerstörten alles, was sie vorfanden. Die Mitglieder der „Selbstverteidigung" eilten hinzu und verjagten mit einigen Schüssen die Menge. Doch bereits nach wenigen Minuten stürzten die Hooleguns zu einer förmlichen Attacke gegen die Selbstverteidigungskolonne vor; der Angriff wurde zurückgeschlagen. Plötzlich stürzte aus der Bierbrauerei des Böhmen Mechaczel eine weitere Bande von Hooleguns vor und umringte unsre Kolonne von allen Seiten. Alle Mitglieder dieser Kolonne wurden verwundet oder mißhandelt. — Vier Stunden stand das Häuflein unsrer Genossen unter einem förmlichen Kugelregen. Einer nach dem andern fiel verwundet zu Boden, doch unsre Genossen legten eine bewundernswerte Festigkeit und Mut an den Tag. *Der jüdische Arbeiter ist nicht mehr zu erkennen: der frühere verschüchterte und ängstliche Sklave hat sich in einen ruhigen und opferfreudigen Kämpfer verwandelt.* Die Arbeiter übernahmen die Verteidigung der Stadt gegen die dunklen Mächte des Zarismus und erfüllten mutig die auf sie entfallende Aufgabe, überall in den ersten Reihen kämpfend. Die Rolle des organisierten jüdischen Proletariats, des „Jüdischen Arbeiterbundes", ist hier besonders klar hervorgetreten. Gewohnt an Parteidisziplin, gehorchen unsere Arbeiter auch jetzt ihren Anführern, welche die Masse gut kennen und welche ihrerseits von der Masse geachtet werden. Alle unsre Genossen waren sich bewußt, daß diese Schlacht mit den „Hooleguns" eine revolutionäre Aktion war, ein Kampf gegen die Regierung; es war ihnen vom ersten Augenblick an klar, daß

---

*) Aus den „Letzten Nachrichten" des „Jüdischen Allgemeinen Arbeiterbundes" in Litauen, Polen und Rußland.

**) „Selbstverteidigung" ist die Benennung der freiwilligen jüdischen Bürgerwehr zwecks Verteidigung gegen eventl. Judenmetzeleien.

***) „Schwarze Banden" oder „Hooleguns" nennt man das von der russischen Regierung organisierte Gesindel.

hier die revolutionären Kräfte mit einer organisierten Gegenrevolution zusammengestoßen waren, daß dieses einer der Akte der großen Tragödie sei, welche sich die russische Revolution nennt.

Die Politik der Regierung ist wieder erfolgreich gewesen; wieder hat sie zeitweilig die Tätigkeit der Revolutionäre gelähmt. Doch es ist ein Pyrrhussieg, den sie gefeiert hat; die allgemeine Stimmung ist bei weitem nicht so schwer und bedrückt, wie sie bisher nach den Judenhetzen zu sein pflegte. Der Glaube an die Kraft der „Selbstverteidigung" ist groß. Einer besonderen Popularität erfreute sich die Selbstverteidigungskolonne des „Jüdischen Arbeiterbundes". Doch können natürlich unsre Kräfte allein nicht genügen, wenn die übrige Bevölkerung sich passiv verhält und nur vertrauensvoll zu uns aufschaut. Es ist erforderlich, daß die gesamte kampfesfähige Bevölkerung sich bewaffnet, daß sie sich vorbereitet für einen unermüdlichen und sehr ernsten Kampf mit den Hooleganս. Alle fortschrittlichen Elemente der Gesellschaft müssen an der Organisation der „Selbstverteidigung" teilnehmen, wir müssen für die Bewaffnung und für die Organisation der „Selbstverteidigung" die größte Agitation führen. Der neuorganisierten Gewalt der Regierung muß eine andere organisierte Gewalt, welche breite Kreise der Bevölkerung umfaßt, entgegengestellt werden. Zu ihrer Organisation wollen wir nun schreiten.

Verein jüdischer Religionslehrer Westpreußens.

Protokoll der IX. Jahresversammlung am 12. Juni 1905 im Saale der Borussia-Loge zu Danzig.

Anwesend waren die Herren Geisenberg-Marienwerder, Vorsitzender, Blumenfeld-Graudenz, Friedländer-Danzig, Jacoby-Danzig, Jaffe-Danzig, Jungmann-Schlochau, Lapidas-Riesenburg, Mannheim-Graudenz, Piski-Elbing, Rynarzewski-Pr. Stargard, Schapira-Briesen, Scheftelowitz-Schöneck und Schreiber-Danzig, sowie als Gäste die Herren Justizrat Steinhardt, Rabbiner Dr. Freudenthal und Dr. Lewy-Danzig und die Lehrerin Frl. Berg. — Eine Anzahl von Begrüßungsschreiben und Telegrammen war eingegangen.

I. Der Vorsitzende Kollege Geisenberg eröffnete um 11 Uhr vormittags die Versammlung, begrüßte die erschienenen Mitglieder und Gäste mit herzlichen Worten und schloß seine Ansprache mit einem Kaiserhoch. Es folgten weitere Begrüßungsansprachen seitens des Herrn Justizrat Steinhardt namens der Synagogengemeinde Danzig und des Herrn Rabbiner Dr. Freudenthal namens des Verbandes Westpreußischer Synagogen-Gemeinden.

Nachdem der Vorsitzende dem verstorbenen Ehrenmitgliede, Kollegen Jaffe-Berlin, früher Dt.-Krone, einen warmen Nachruf gewidmet hatte, erhoben sich die Anwesenden zu dessen Ehren von ihren Sitzen.

II. Hierauf erstattete der Schriftführer Mannheim-Graudenz den Jahresbericht. Die Mitgliederzahl des Vereins ist gegen das Vorjahr auf 42 stehen geblieben. Der Vorstand ist in verschiedenen wichtigen Fällen von Mitgliedern um Rat angegangen worden, der auch immer befriedigend erteilt werden konnte. Referent besprach die materielle Lage der Kollegen in unserer Provinz, wies auf die vielen Vakanzen hin und beantragte schließlich, an den D.-J. G.-B., der gleichzeitig seinen X. Gemeindetag in Frankfurt a. M. abhielt, in Würdigung seiner Verdienste um den jüdischen Religionslehrerstand ein Begrüßungstelegramm zu senden. Der Antrag fand einstimmige Annahme.

III. Der Kassenbericht des Rendanten Rynarzewski-Pr. Stargard ergab einen Kassenbestand von 68,17 M. Nach Prüfung der Rechnung und der Belege durch die Revisoren Blumenfeld-Graudenz und Jungmann-Schlochau wurde die Entlastung erteilt.

IV. Verbandsthema. Kollege Friedländer-Danzig hielt einen Vortrag über die „Notwendigkeit der methodischen Umgestaltung des hebräischen Unterrichts". Referent führte aus: Die Kenntnis des Hebräischen ist im Interesse der Erhaltung des Judentums ein wesentlicher Teil des Religionsunterrichts. Auf allen Gebieten des Unterrichts hat die moderne Pädagogik durch verbesserte Lehrmethoden Wandel geschaffen, nur bei unserm hebräischen Unterricht hat sich wenig verändert. Die Methode ist aber dringend reformbedürftig. Der hebräische Unterricht soll 1) zum richtigen, geläufigen Lesen, 2) zum Verständnis der wichtigsten Gebete, 3) zur Kenntnis der Liturgie und 4) zum Uebersetzen des Pentateuchs und der Haftaroth führen. Die Lösung der schwierigen Aufgabe kann nur durch Berücksichtigung der beiden Momente erfolgen: Anpassung an die allgemeinen Gesetze der Pädagogik und an die besonderen des zu behandelnden Stoffes. Der Vortragende tadelte die bisher erschienenen Fibeln und wies nach, daß sich z. B. selbst in der in Norddeutschland stark verbreiteten Horwitzschen Fibel grobe Verstöße gegen die einfachsten Regeln der Methodik finden. Dadurch leide die Gründlichkeit. Referent forderte die Schaffung einer Fibel, in welcher die Leseregeln anschaulich gemacht werden, die Dr. Doktorschen Typen Anwendung finden und — um das Interesse der Schüler zu heben — in den ersten Uebungen die hebräischen Buchstaben zu deutschen Wörtern zusammenzustellen sind.

Bei der Behandlung des Uebersetzungsunterrichts wendete sich Referent scharf gegen die alte, selbst von Prof. Dr. Maybaum empfohlene sogenannte „memoriale" Methode, die darin besteht, daß der Lehrer den Satz vorübersetzt und ihn dann so lange nachübersetzen läßt, bis er sich dem Gedächtnis der Kinder eingeprägt hat. Diese Methode kann vor dem Richterstuhl der Pädagogik nicht bestehen. Das ist kein Denkunterricht, sondern Gedächtnisunterricht. Die Folgen sind denn auch in dem immer mehr abnehmenden Verständnis für unsern Gottesdienst und in der Unlust der Kinder deutlich wahrzunehmen. Der hebräische Unterricht ist als Sprachunterricht zu betrachten und eine Sprache kann nie erlernt werden ohne Vokabeln und ohne Grammatik. Beides muß — so weit erforderlich — eingeprägt, bezw. veranschaulicht und am Stoff geübt werden. Der Lehrer übersetze nichts vor, sondern entwickle aus Vokabeln und Grammatik heraus und leite die Schüler an, selbst tätig zu sein. Mit einem Schlage wird dadurch das Interesse geweckt, der Verstand angeregt und Lust und Liebe zur Sache herbeigeführt. Allmählich schreite man vom Leichten zum Schweren fort, damit der Schüler selbst die Vergrößerung des erworbenen Sprachschatzes deutlich wahrzunehmen in der Lage ist. Bei der Auswahl und Anordnung des Stoffes herrscht jetzt erschreckende Willkür. Redner schlug vor, den Anfangsunterricht so zu gestalten, daß er eine Vorstufe, eine Grundlage für den eigentlichen späteren Uebersetzungsunterricht darstellt. Die ersten 30 Lektionen dürfen noch keine Gebete, sondern nur kurze Sätze aus den Gebeten enthalten, die nach ihrer Schwierigkeit geordnet sein müssen. Ein Leitfaden ist zu diesem Zweck auszuarbeiten. Sprachliche Uebungen (vom Hebräischen ins Deutsche und umgekehrt) sind unter Benutzung der durchgenommenen Vokabeln und grammatischen Regeln unerläßlich.

Redner schloß seinen gut durchgeführten, markigen, mit Beifall aufgenommenen Vortrag mit dem Hinweis, daß es keine Schande sei, alte, festeingewurzelte Fehler einzusehen, daß es vielmehr Pflicht aller jüdischen Pädagogen sei, mitzuwirken, wenn es gilt, unsere Methode von dem modernen Zeitgeist bestrahlen zu lassen.

Die Diskussion gestaltete sich außerordentlich lebhaft und zog sich so in die Länge, daß sie durch eine Pause unterbrochen werden mußte, in welcher ein gemeinsames Mittagsmahl eingenommen wurde.

Die Versammlung war zunächst in dem Punkt einig, daß man nicht früher mit dem Uebersetzen, bezw. mit Sprachübungen beginnen solle, bis die Kinder fertig lesen können. Auch der Ansicht des Herrn Rabbiner Dr. Freudenberg, daß man die Bildung deutscher Wörter durch Zusammenstellung hebräischer Buchstaben vermeiden müsse, wurde von fast allen Seiten zugestimmt. Doch in den Hauptpunkten des Referats konnte lange keine Einigung erzielt werden. Die Kollegen Geisenberg und Schreiber verteidigten die Horwitzsche Fibel; Kollege Mannheim stimmte dagegen dem Referenten in dem Urteil über diese vollkommen bei. Die Horwitzsche Fibel sei ein Produkt der 60er Jahre und enthalte viele pädagogische Fehler, die Fibel von Bruchsaler vermeide dagegen die Horwitzschen Fehler ganz, während eine ganze Reihe wertvoller Vorzüge schon durchgeführt ist. Um das Interesse beim Anfangsunterricht im hebräischen Lesen zu heben, empfehle er neben einer guten Fibel den Marxschen Leseapparat.

Die Kollegen Schreiber, Rynarzewski und Jungmann protestierten gegen die Fassung des Themas: „Die Umgestaltung des hebräischen Unterrichts", weil darin eine unverdiente Geringschätzung der bisherigen Leistungen liege. Sie konnten sich nicht für die neue Methode im Uebersetzen erwärmen, wollten vielmehr die Erfolge abwarten. Die Herren Geisenberg und Mannheim

waren anderer Meinung. Wenn der Verbandsvorstand das Thema so gestellt hat, so war es den Herren auch klar, daß sich die Notwendigkeit einer Umgestaltung des hebräischen Unterrichts herausgestellt hat. Auch brauche man sich nicht zu scheuen, eine Methode zu Gunsten einer besseren fallen zu lassen Das beweise auch die Geschichte der Pädagogik, welche die früheren Pädagogen gewiß nicht als minderwertig hinstellt, obzwar deren Methoden längst überholt sind. Kollege Mannheim trat dann noch kräftig für die Forderungen des Referenten ein und betonte besonders den Wert der sprachlichen Uebungen. Im letzten Jahre habe er diese Methode in der Unterstufe mit dem besten Erfolge angewendet. Gerade weil so wenig Zeit für das Hebräische zur Verfügung steht und der häusliche Fleiß viel zu wunschen übrig läßt, ist ein gründlicheres Eindringen in die hebräische Sprache dringend erforderlich. Nach einem Schlußwort des Referenten wurden die Thesen aufgestellt, welche folgenden Wortlaut erhielten:

1. Der hebräische Unterricht hat vor allem die Aufgabe, die Schüler zur verständnisvollen Teilnahme am Gottesdienst zu befähigen.

2. Die Umgestaltung der Methode hat bereits beim Leseunterricht zu beginnen. Bei diesem beachte man die allgemein anerkannten Grundsätze der Pädagogik: Gehe vom Leichten zum Schweren! Unterrichte interessant! Unterrichte gründlich.

3. Der hebräische Unterricht sei Denk- und nicht Gedächtnisunterricht; deshalb darf der Lehrer nicht nach der memorialen Methode unterrichten. Man gebe den Kindern Vokabeln und grammatische Regeln und rege sie zur Selbsttätigkeit an.

4. Der Unterricht im Uebersetzen beginne nicht mit Gebetstücken, sondern mit Sätzen aus dem späteren Uebersetzungsstoff, die nach ihrer grammatischen Schwierigkeit zu ordnen sind. (Vorstufe für den späteren Uebersetzungsunterricht.)

5. Sehr vorteilhaft sind Uebungen im Anschluß an die Lektion. Mit dem Vokabelschatz bilde man neue Satzformen und lasse auch kleine deutsche Sätze ins Hebräische übertragen.

6. Erst im dritten Schuljahr beginne man mit kurzen Gebetstücken und schreite langsam vom Leichten zum Schweren weiter. Die Schüler müssen an der Hand eines Vokabulariums, in dem der Vokabelschatz der betreffenden Gebetstücke methodisch verarbeitet ist, die Gebete möglichst selbständig übersetzen.

7. Nach diesen Grundsätzen sind drei neue Bücher zu schaffen, 1 Fibel, 1 Lehrbuch für den ersten und 1 Vokabularium für den spätern Uebersetzungsunterricht.

V. Der Vorsitzende berichtete nunmehr ausführlich über den Verlauf des 3. Verbandstages in Kassel und erntete dafür den Dank der Versammlung. Im Anschluß hieran wurde einstimmig eine Resolution angenommen, in welcher gegen die Dr. Cahnsche Schmähschrift Protest eingelegt und eine Erklärung abgegeben wurde, daß der Verein treu zum Verband halten wolle.

VI Vorstandswahl. Der bisherige Vorstand, bestehend aus den Kollegen Geisenberg, Mannheim, Rynarzewski, Piski und Schreiber wurde einstimmig wiedergewählt.

VII. Auf Antrag des Vorsitzenden wurde beschlossen, eine Auskunftsstelle für die Provinz Westpreußen mit dem Sitz in Graudenz zu errichten. Der unterzeichnete Schriftführer hat die Verwaltung übernommen.

VIII. Freie Besprechungen.

1. Kollege Schreiber forderte die Anwesenden auf, für die Hilfskasse zu Danzig in ihren Gemeinden Propaganda zu machen und außerordentliche Mitglieder mit einem Jahresbeitrage von 5 Mark zu werben.
2. Die Reisesubvention vom Verband reichte zum Ersatz von 60 pCt. der Fahrgelder.
3. Die Versammlung erklärte sich mit einem Antrag des Kollegen Piski-Elbing einverstanden, nach welchem mindestens alle 2 Jahre ein Vortrag aus dem Gebiet des Kantorenfachs gehalten werden soll

Um 6½ Uhr abends wurde die Versammlung unter den üblichen Danksagungen geschlossen Ein Teil der Kollegen unternahm noch einen Ausflug nach Zoppot.

Graudenz, den 25. Juni 1905.

D. M. Mannheim, Schriftführer.

Die Politik.

Der deutsche Liberalismus und insbesondere die freisinnige Volkspartei hat einen schmerzlichen Verlust erlitten. **Dr. Max Hirsch** ist seinen Leiden erlegen. Mit Dr. Hirsch scheidet aus dem politischen Leben ein Mann, der immer ein warmes Herz für die Armen und Bedrängten bewiesen, immer für Aufklärung und Fortschritt gestritten hat. Ganz erfüllt von der sittlichen und wirtschaftlichen Bedeutung der Selbsthilfe, feind allen Phantastereien vom sozialistischen Zukunftsstaat, suchte er die Arbeiter zu werktägigem Zusammenschluß auf dem Boden der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung zu bewegen und wurde der Schöpfer der deutschen Gewerkvereine, deren Anwalt er Jahrzehnte hindurch nicht nur kraft des ihm übertragenen Amtes, sondern kraft seiner innersten Ueberzeugung war. Daß er lange Zeit von den Parteien der Rechten ebenso als „guter Revolutionär" verdächtigt wie von der Sozialdemokratie als „rückständiger", „unwissenschaftlicher" Sozialpolitiker in der gehässigsten Weise persönlich verunglimpft wurde, machte ihn in seiner Tätigkeit nicht irre. Er hatte ein gutes Gewissen. Er war einer der Eifrigsten, wo es galt, die Jugendlichen und die Frauen im gewerblichen Leben zu schützen. Von ihm ging der Gedanke aus, den wissenschaftlichen Zentralverein und die Humboldt-Akademie zu schaffen, lange bevor man in Deutschland von Volkshochschulen etwas wußte. Wo er das gute Recht der Arbeiter wahrnehmen konnte, da tat er es nachdrücklich und beharrlich, ohne daß er an der Hetze gegen die Arbeitgeber und Unternehmer als „Ausbeuter" teilnahm und den Klassenkampf predigte. Er ist deshalb von den ‚Genossen' ebenso wie Schulze-Delitzsch, als „Harmonie-Apostel" verspottet worden. Im Reichstag wie im Abgeordnetenhaus, hier seit 1898 als Vertreter des ersten Berliner Wahlkreises, hat Dr. Hirsch sich ebenso durch gewissenhaften Fleiß wie durch charakterfeste Haltung und durch schlichte, nur auf die Sache gerichtete Beredsamkeit Achtung zu verschaffen gewußt. Von Jugend auf der deutschen Fortschrittspartei ergeben, ist er bis zu seinem Tode ein treues und jederzeit zuverlässiges Mitglied der freisinnigen Volkspartei gewesen. Ein ehrendes Andenken in weiten Kreisen des Volkes ist ihm gesichert, und sein Name bleibt mit der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung dauernd verbunden. — Dr. Max Hirsch war am 30. Dezember 1832 in Halberstadt geboren. Er besuchte das Domgymnasium in Magdeburg, studierte dann von 1850 bis 1855 auf den Universitäten Tübingen, Heidelberg und Berlin Philosophie-, Rechts- und Staatswissenschaften, um sich später der akademischen Laufbahn widmen zu können. Durch Kränklichkeit daran verhindert, wandte er sich dem Buchhändler- und hierauf dem kaufmännischen Berufe zu und lebte seit 1867 hier in Berlin als national-ökonomischer und sozialpolitischer Schriftsteller. Nachdem er bereits in jüngeren Jahren Frankreich und Nordafrika bereist hatte, machte er 1868 eine Studienreise nach England und Schottland und rief nach seiner Rückkehr in Deutschland nach englischem Muster Gewerkvereine ins Leben, die sich bald bedeutend ausbreiteten. Dr. Max Hirsch übernahm 1869 das Amt des Verbandsanwalts und die Herausgabe des Verbandsorgans „Der Gewerkverein". In demselben Jahre wurde er zum ersten Male in den Reichstag gewählt, in dem er von 1869 bis 1871 als Mitglied der Fortschrittspartei den sächsischen Wahlkreis Plauen-Oelsnitz vertrat. 1877 ging er aus der Stichwahl als Abgeordneter für den ersten Berliner Wahlkreis hervor, 1881 wurde er im Fürstentum Reuß jüngerer Linie und 1890 im Wahlkreise Bitterfeld-Delitzsch gewählt. Ins Abgeordnetenhaus berief ihn der erste Berliner Wahlkreis (linkes Spreeufer, untere Stadt). Neben seiner umfassenden Tätigkeit für die Gewerkvereine war Hirsch auch Mitbegründer und Ausschußmitglied der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, ebenso Mitbegründer des Vereins für Sozialpolitik, seit langen Jahren Dozent und

Generalsekretär der Humboldtakademie, endlich auch Schriftführer der deutschen Gruppe der interparlamentarischen Friedenskonferenz und 1893 bis 1900 Vorsitzender der deutschen Friedensgesellschaft.

* * *

Die unrichtige Adresse. Die böse Hochfinanz, sie ist wirklich unverbesserlich. Da hatte Fürst Henckel-Donnersmarck die Gnade, sich wegen der Zehnmillionenstiftung zugunsten „notleidender" Offiziere, die dem Kaiser zur silbernen Hochzeit übergeben werden sollte, an die doch ganz „unebenbürtigen" Direktoren der Berliner Banken zu wenden. Aber die Herren haben wenigstens zum Teil die ehrenvolle Herablassung Seiner Durchlaucht nicht zu würdigen verstanden. Die Versammlung, die Fürst Henckel zur Propagierung seiner Idee eingeladen hatte, nahm nach der „Frkf. Ztg." einen recht pikanten Verlauf.

Fürst Henckel setzte als erster Redner auseinander, daß die zum Offiziersersatz vor allem berufenen adeligen preußischen Familien, um ihrer Mission treu bleiben zu können, eine Unterstützung, die sie gewissermaßen an den Dienst für das Kaiserhaus fessele, vielfach bedürftig seien. Die Großbanken könnten da ein patriotisches Werk tun. Darauf fiel aus der Versammlung die Bemerkung, daß Vertreter von Aktiengesellschaften nicht in der Lage seien, aus dem Gesellschaftskapital Schenkungen zu machen. Worauf der Fürst seinerseits zu verstehen gab, nicht auf die Gesellschaften, sondern auf deren Direktoren und ihre Privatkassen sei es abgesehen. Schließlich meldete sich Direktor Ahrens von der Berliner Handelsgesellschaft, Fürstenbergs Vertrautester, zum Wort. Er schnitt den Faden ab. Er sagte kurz und gut, die Rede des Fürsten könne in den Kreis, in dem sie gehalten worden sei, nur irrtümlich geraten sein. Der Fürst wisse sehr gut, aus welchen Schichten das preußische Offizierkorps sich rekrutiere, und daß von diesen Schichten die Finanzwelt oder doch ein erheblicher Teil derselben, nämlich der zum Judentum gehörige grundsätzlich ausgeschlossen sei. Die Absicht, die Ausgeschlossenen für die Privilegierten zu Spenden heranzuziehen, könne kaum ernst gemeint sein. Ein Beschluß bezüglich des Antrags wurde daraufhin überhaupt nicht gefaßt.

Fürst Henckel hat sich also mit seinem schönen Plan an die unrichtige Adresse gewandt, der Henckel hat den Krug vergeblich zum Brunnen getragen. Die Folge dürfte sein, daß aus der ganzen Stiftung schon aus materiellen Gründen nichts werden wird. Denn zu einer Zehnmillionenstiftung gehören vor allem die Millionen und die sind außerhalb der Hochfinanz nicht zu finden. Wir vermuten, daß über das Scheitern der Sammlung, über des Fürsten Henckel zerbrochenen Krug auch außerhalb der . . . unbeteiligten Finanzkreise nicht viel Klage sein wird.

Wochen-Chronik.

Wochen-	Juni Juli 1905	Siwan Tammus 5665	Kalender.
Freitag . . .	30	27	Sabb. Auf 7,30
Sabbat . . .	1	28	שלח לך (Neumondsweihe) Sabb. Ausg. 9,33.
Sonntag . . .	2	29	
Montag . . .	3	30	
Dienstag . . .	4	1	
Mittwoch . . .	5	2	
Donnerstag . .	6	3	
Freitag . . .	7	4	Sabb. Auf. 8,30.
Sabbat . . .	8	5	קרח Sabb. Ausg. 9,27.

— **Berliner Repräsentanten-Versammlung** vom 25. Juni. Trotz der reichen Tagesordnung — 23 Positionen — eine knappe Stunde! Alle Hochachtung vor der Arbeitstüchtigkeit unserer Gemeindevertreter! Allerdings marschierten acht Positionen in die „geheime!" Debatten fanden denn auch wenig oder gar nicht statt Verschiedene Zuwendungen wurden anstandslos genehmigt, desgl. einige Ausgaben für Reparaturen, bauliche Erweiterungen &c. In die Hauptversammlung des Verbandes der deutschen Juden (30. Oktober) wurden die Herren Sachs, Blumenthal, Friedländer, Manheimer, Geiger, Löwenthal, Blaschke, Hirsch und Baginsky designiert. Der Religionsverein Ahawath Thora erhielt eine Subvention von 1000 M., der Religionsverein Rixdorf eine solche von 3400 M. und einen einmaligen Zuschuß von 300 M., die jüdische Reformgemeinde beantragte neben der bereits bewilligten Subvention von 20000 M noch einen Extrazuschuß von 15000 M, die Beschlußfassung wurde in die geheime Sitzung verlegt. Für die jüdische Lesehalle hatte man leider nur noch 200 M. Extrasubvention übrig. In den Vorstand des Hospitals wurde selbstverständlich wieder Herr Manheimer gewählt. Damit war die Tagesordnung erschöpft und man konnte die Tribüne wieder verlassen mit der Frage auf den Lippen: „Was hättest Du versäumt, wenn Du chaß ..e scholaum nicht in die Sitzung gegangen wärst?!"

— Der **Verein jüdischer Studenten** zu Berlin (im B. J K.), der unter günstigen Auspizien in sein 21. Semester getreten ist, begeht in der ersten Juliwoche sein zehnjähriges Stiftungsfest. Am 4. Juli 1895 begründet, ist er die erste studentische Korporation gewesen, die den Gedanken der auf geschichtlicher Grundlage beruhenden Entwicklung des Judentums im Sinne eines gesunden Weiterlebens in die jüdische Studentenschaft hineingebracht hat. Dieser Gedanke ist stark genug gewesen, um aus den kleinen Anfängen des Berliner Vereins eine große Organisation, den Bund jüdischer Korporationen, zu schaffen, der außer in Berlin noch in Breslau, München, Charlottenburg, Straßburg, Freiburg und Königsberg vertreten und zu einem Faktor in der jüdischen Bewegung geworden ist. — Der Verein jüdischer Studenten hält es für seine vornehmste Aufgabe, das jüdische Selbstbewußtsein und Zusammengehörigkeitsgefuhl bei seinen Mitgliedern zu wecken und zu vertiefen, und er ist bestrebt, sie mit dem geistigen Rüstzeug auszustatten, das sie befähigt, zu allen Fragen, die das moderne Judentum bewegen, Stellung zu nehmen und bei allen Kämpfen und Arbeiten für das Judentum ihren Mann zu stehen. Durch Unterricht, wöchentliche Vorträge über alle Gebiete jüdischen Lebens, nationalökonomische, historische, neuhebräische und andere seminaristisch eingerichtete Kurse sucht der Verein seine Mitglieder im Sinne seiner Tendenz zu erziehen. Seine Vierteljahrsschrift „Der jüdische Student", an der nur V. J St. mitarbeiten, dient ebenfalls der wissenschaftlichen Ausbildung der Vereinsmitglieder. — Körperliche Uebungen, insbesondere die wöchentlichen Turnstunden, haben den Zweck, das Selbstgefühl und den frohen Mut des V. J. St. zu heben — Bei den jährlichen Direktoriumswahlen zur akademischen Lesehalle hat der Verein Gelegenheit, seinem Programm gemäß die Interessen der jüdischen Studentenschaft an der Universität zu vertreten und gleichzeitig auf weitere speziell studentische Kreise eine Rückwirkung auszuüben. — So werden nicht nur die zahlreichen V. J. St., die bereits als Philister in die weite Ferne zerstreut sind, sondern überhaupt alle Vertreter des bewußten Judentums an dem zehnjährigen Stiftungsfest des V. J. St regen Anteil nehmen. Das Programm lautet: Dienstag, den 4. Juli 1905, 8½. Festkommers im Etablissement „Tiergartenhof" (Bahnhof Tiergarten). Damen als Zuschauer. Donnerstag, den 6. Juli 1905: Dampferausflug nach dem neuen Gesellschaftshaus in Grünau, Abfahrt präzise 2 Uhr vom Restaurant Bellevedere an der Jannowitzbrücke. — Chargierte dieses Semesters sind: med Ascher X, jur. Greifenhagen XX, jur. Hirsch XXX. Sendungen an letztgenannten, C. 54, Kl. Rosenthalerstr. 10 I.

— Am 1. Juli d. J feiert Herr **A. Rosenthal,** erster Kantor der hiesigen jüdischen Gemeinde sein 25jähriges Amtsjubiläum.

— Herr Professor Dr. Felix Liebermann und seine Ehegattin Cäcilie, geb. Lachmann, haben der Stadt Berlin ein Kapital von rund 100000 M. zur Errichtung einer **F. u. C. Liebermann-Stiftung** überwiesen. Diese Stiftung hat den Zweck, Personen im Alter von vierzehn bis dreißig Jahren bei der Begründung wirtschaftlicher Selbständigkeit Beihilfen zu leisten, falls die Personen durch Fleiß und Charakter zu der Hoffnung berechtigen, daß sie sich eine wirtschaftliche Unabhängigkeit erringen werden. Die Zinsen sollen nach erfolgter Zustimmung zur Annahme der Stiftung und nach erfolgter Genehmigung durch den Landesherrn

regelmäßig Ende des Jahres in Beträgen bis zu 1000 M. alljährlich verteilt werden

— **Hugo Baruch**, der Seniorchef der weitbekannten Dekorationsfirma Hugo Baruch u. Co. ist im Alter von 57 Jahren gestorben. Der Dahingeschiedene war ein Theatergeschäftsmann mit scharfem Blick für das äußerlich Wirkungsvolle und hat in allem, was Bühnenausstattung betraf, den Berliner Theatern manche kräftige Anregung gegeben. — Am Mittwoch wurde er in Weißensee unter außerordentlich zahlreicher Beteiligung weiter Kreise bestattet. Herr Rabbiner Dr. Weiße hielt die Gedächtnisrede, in der er auch auf die Herzensgüte und den wohltätigen Sinn des Dahingeschiedenen hinwies.

— Herr Professor **Dr. Proskauer**, Abteilungs-Vorsteher am kgl. Institut für Infektionskrankheiten, ist zum Geheimen Regierungsrat ernannt worden.

— Am 21. d. Mts. starb nach längerem Leiden im Alter von 72 Jahren **Emil Cohn**, der langjährige Verleger der „Volkszeitung" und ehemalige Mitinhaber des „Berliner Tageblatts." Die Papierfabriken in Friedland Emil Cohn & Co. und die Druckerei Gutenberg standen bis zuletzt unter seiner Leitung. Emil Cohn hat es aus kleinen Anfängen durch seine Intelligenz und Tüchtigkeit dahin gebracht, daß er ein bedeutendes Vermögen hinterläßt. Ursprünglich Kalkulator in seinem Heimatstädtchen Grätz, kam er noch in jungen Jahren nach Berlin, wo er bald mit seinem nachmaligen Schwager Rudolf Mosse das „Berliner Tageblatt" begründete. Durch großen Wohltätigkeitssinn und einen liebenswürdigen Humor ausgezeichnet, hinterläßt Emil Cohn eine große Anzahl trauender Freunde.

— **Wahnsinn in der Volksversammlung!** Graf Pückler hat wieder in der Tonhalle Vorstellung gegeben. Er brachte auf den Minister ein Hoch aus, weil er das Redeverbot gegen ihn aufgehoben hat und weidete sich dann an den Gräueln, die in Rußland gegen die Juden verübt worden sind. Er werde Russen nach Berlin importieren, damit diese seine lieben roten Kerle, denen zu Ehren er an diesem Abend eine rote Kravatte angelegt habe, Unterricht im Verdreschen erteilen sollten. Die Polizei würde ja in Berlin keine Schwierigkeiten machen, da sie vom obersten Leiter bis zum jüngsten Leutnant herab auf seiner Seite sei. „Ihr lieben roten Kerle", rief er der Versammlung zu, „ich habe Euch so lieb; rot ist von jetzt an nicht mehr die Farbe der Revolution, sondern eine Ehrenfarbe. Macht es so wie die Russen und ruft: „Wir spalten den Kerls den Schädel wie Nüsse!" Wenn Ihr auf meine Vorstellungen hört, Ihr lieben roten Kerle, und mir beisteht, so wird das deutsche Volk zur Weltherrschaft gelangen und Ihr werdet wohlhabende und reiche Leute werden. Fort mit den Fatzken und Salonmenschen, die hochmütig auf uns herabsehen, fort mit den einfältigen Staatsanwälten, die anständige Leute, wie mich, immer anklagen, fort mit den Fürsten, die jahraus, jahrein den Juden Besuche abstatten und ihnen Orden und Ehrenzeichen verleihen!" So tobte sich der Wahnsinn weiter aus. Der Polizeileutnant ließ den Unglücklichen gemütlich weiter reden.

Breslau. Gestern verstarb in Breslau in der Fränkelschen Klinik der Oberkantor der dortigen israelitischen Gemeinde, Herr Cohn.

Breslau. Am Sonntag, den 25. Juni, fand hier im Repräsentanten-Sitzungssaale der jüdischen Gemeinde der diesjährige Verbandstag des „Verbandes der Synagogengemeinden der Regierungsbezirke Breslau und Liegnitz" statt. Den Verbandsvorstand bilden zurzeit die Herren Stadtrat Pringsheim als Vorsitzender, Landgerichtsrat Wollstein, Stadtverordneter Dr. med. Reich, Rabbiner Dr Guttmann aus Breslau, Stadtverordneten-Vorsteher Cohn-Liegnitz, Stadtverordneten-Vorsteher Justizrat Friedmann-Glogau und Justizrat Ledermann-Hirschberg. Die Synagogengemeinden des Regierungsbezirkes Oppeln sind in einem selbständigen Verbande zusammengeschlossen.

Zwickau. Die Einweihung der Andachtsstätte der hiesigen neugegründeten israelitischen Religionsgemeinde fand am Montag unter starker Beteiligung statt. Von der evangelischen Kirche war Herr Superintendent Kirchenrat D. Meyer, von der katholischen Kirche Herr Kaplan Wenke erschienen Die israelitischen Schwester-Gemeinden Dresden, Leipzig, Plauen, Chemnitz und Annaberg hatten Delegierte geschickt. Die Weiherede hielt der Rabbiner Dr. Winter aus Dresden, der in halbstündigen, geistvollen Ausführungen sich über die Bedeutung der Feier, über die Entstehung der israelitischen Synagogen und des israelitischen Gottesdienstes überhaupt verbreitete. Bei dem abends 7 Uhr beginnenden Festmahle im Hotel „zur grünen Tanne" wurde an Seine Majestät den König ein Telegramm abgesandt, worauf aus Baden-Baden ein Danktelegramm einging.

Zwickau. Die neue israelitische Gemeinde beabsichtigt die Anlegung eines eigenen Friedhofs. Vor 400 Jahren bestand schon einmal hier eine jüdische Gemeinde und bis vor wenig Jahren führte eine hiesige Straße den Namen Judengasse.

Kallehne. Hier ereignete sich der gewiß seltene Fall, daß ein Vater, der aus der preußischen Landeskirche ausgetreten ist, seine Kinder dem jüdischen Religionsunterricht zuführte.

Zabrze. Das kleinste Schulsystem in Oberschlesien. Im Gegensatz zu den Klagen über eine allzuhohe Arbeitslast der Lehrer infolge Ueberfüllung der Klassen steht im oberschlesischen Industriebezirk die jüdische Schule in Laurahütte, welche in zwei Klassen 13 Schüler zählt, die von zwei Lehrern unterrichtet werden. Der Schulbesuch ist in diesem Fall sehr teuer; er stellt sich pro Schüler auf über 300 M. jährlich, da die Schulunterhaltungskosten sich auf 4000 M. pro Jahr belaufen.

Frankfurt. Diejenigen, die den Bettel professionell betreiben, suchen immerfort nach neuen Reizmitteln. Nachdem der 90jährige erblindete Greis" und andere Hilfsmittel nicht mehr ziehen, wird mit kluger Berechnung Kischinew herangezogen. Da ist z. B. ein Rabbiner O. Krohn in Borszegow (Galizien), dessen Schwiegersohn bei den Unruhen in Kischinew umgekommen sein soll Der „arme kranke Greis" gibt nun vor, daß er die ganze Familie ernähren müsse. Die Auskunft, die mein Gewährsmann erteilt, ist interessant genug, um als Warnung hier veröffentlicht zu werden. Die Auskunft lautet wörtlich: „O. Krohn in Borszegow ist kein Rabbiner, sondern ein Gauner und Hochstapler, der sich nur darauf verlegt, Schnorrbriefe unter verschiedenen Vorwänden abzuschicken, um die Mildtätigkeit reicher und hochgestellter Personen auszunutzen. Dieses Individuum war schon mit einigen Monaten Kerkers für solch betrügerische Briefe und Fälschung von Amtssiegeln verschiedener Kultusgemeinden bestraft".

Kriegshaven bei Augsburg. Am 22. d. Mts. verschied im Alter von 69 Jahren der in weiten Kreisen bekannte Lehrer und Kantor Herr Moriz Mayer dahier. Der Dahingeschiedene war ein braver, ehrenwerter Charakter, der wegen seiner Liebenswürdigkeit und Herzensgüte hochgeschätzt war. Nahezu 50 Jahre verwaltete er sein Amt als Vorbeter der israelitischen Kultusgemeinde Kriegshaben.

Hann.-Münden. Die hiesige jüdische Gemeinde lebt seit längerer Zeit in Unfrieden. Sie hat sich in zwei Lager gespalten. Der Gemeindevorsteher hatte für Sonntag eine Gemeindeversammlung einberufen. Zu dieser war auch der Landrabbiner erschienen. Dieser hatte schon öfter mit der Angelegenheit zu tun gehabt und fürchtete für seine persönliche Sicherheit. Er bat deshalb die Polizeiverwaltung um polizeilichen Schutz, der auch gewährt wurde. Vor Beginn der Versammlung kam es zu einem heftigen Auftritt zwischen dem Landrabbiner und dem Gemeindevorsteher. Ersterer wollte den Vorsitz in der Versammlung haben, letzterer wollte den Vorsitz selbst führen. Da erschien der bestellte Polizist. Der Landrabbiner sprach nun mit dem Polizisten und setzte ihm auseinander, weshalb er ihn bestellt habe. In dieses Gespräch mischte sich der Gemeindevorsteher hinein, weshalb ihm vom Polizisten bedeutet wurde, daß er warten solle, bis er gefragt würde. Daraufhin verließen der Gemeindevorsteher und sein Anhang die Versammlung. Der Gemeindevorsteher hat sich nun beschwerdeführend an die königliche Regierung nach Hildesheim gewandt. Man darf gespannt sein, wie diese sich zu dem Konflikt stellen wird.

Mannheim. Am Sonntag, den 18. Juni beging Herr Musikdirektor A Hänlein das Fest seiner 25jährigen Wirksamkeit als Organist in der Synagoge und Dirigent des Synagogenchores. Anläßlich dieses Tages fand in der Wohnung des Herrn Hänlein eine Feier statt, wozu der Gesamtvorstand des Synachorenchors und eine Anzahl Mitglieder sich eingefunden hatten. Im Namen des Vorstandes gab Herr Arnold Feith durch eine längere Ansprache der rühmlichen Verdienste des Jubilars Ausdruck mit dem Wunsche, daß die bewährte Direktion des Herrn Hänlein dem Synagogenchor noch lange Jahre erhalten bleiben möge.

Bochum. Beschlagnahmte Broschüre. Von einem hiesigen Antiquariat wurde seit einigen Tagen eine Sensationsbroschüre angepriesen: „Dreißig Tage widerrechtlich im Irrenhause oder: Wie entledigt man sich eines unbequemen Ehegatten. Ehedrama in jüdischen Kreisen" von Michael Veit. In dieser Broschüre werden schwere Vorwürfe gegen einen Verwandten des Verfassers, den israelitischen Arzt Dr. H. in Bochum, erhoben, die zwar in der Bürgerschaft nicht den mindestens Glauben finden, für die

Beteiligten aber doch überaus peinlich wirken müssen. Auf Anordnung der Königlichen Staatsanwaltschaft ist das Pamphlet gestern Abend beschlagnahmt worden.

Vakanzen.

Religionslehrer, Vorbeter und Schochet per gleich in Schornsheim b. Mainz. Gehalt 800 Mk., freie Wohnung und 250 Mk. Nebeneinkommen. Meldungen sem. geb. Bewerber an den Vorsteher Herrn Jakob Löwenstein.

Religionslehrer, Vorbeter und Schächter per gleich in Gr. Busck. Einkommen ca. 1200 Mk. und freie Wohnung. Offerten sem. geb. Bewerber an Herrn S. Waltenstein.

Vorbeter, Religionslehrer und Schächter per gleich in Naugard i. Pom. Gehalt 1200 Mk., freie Wohnung und Nebeneinnahmen. Meldungen sem. geb. Bewerber vom Vorstand der Synagogengemeinde erbeten.

Religionslehrer, Vorbeter und Schochet baldigst in Rodheim v. d. H. Gehalt 800 Mk. und ca. 400 Mk. Nebeneinnahmen. Meldungen an den Vorsteher Herrn N. Scheuer.

Vorbeter, Religionslehrer und Schächter per 1. Oktober in der Kreis-Synagogengemeinde Lötzen. Gehalt 1000 Mk., freie Wohnung und 4—500 Mk. Nebeneinkommen. Offerten an den Vorstand zu richten.

Kantor, Schächter, Balkore und Religionslehrer baldigst in Kobylagora (Posen). Gehalt 1000 Mk., 4—500 Mk. Nebeneinkommen und freie Wohnung. Meldungen verheirateter Bewerber an den Vorsteher Herrn Moritz Goldstein.

Religionslehrer, Kantor und Schochet baldigst nach Bingen am Rhein. Gehalt mit Nebeneinkommen 2000 Mk. Offerten an Joseph Meyer.

Chasan und Schochet sofort Hotel Elsässer Hof, Badenweiler (Baden).

Aushilfskantor und Schächter sofort Regensburg. Meldungen an Distriktsrabbiner Dr. Meyer.

Feuilleton.

Trauer im Himmel.*)

Von Albert Katz.

Eine schaurig-finstere Nacht, eine Nacht des Jammers und des Schreckens, hatte ihre dichten, schwarzen Schatten über Jerusalem ausgebreitet, und jeden Hoffnungsschimmer im Herzen Israels erbarmungslos ausgelöscht.

Dahin war Israels Größe und Selbständigkeit, dahin sein Ruhm und seine Herrlichkeit; es sah seine Wünsche und seine Hoffnungen verdorrtem Grase gleich vernichtet und zertreten, seinen Stolz, den heiligen Tempel, in Trümmer und Schutthaufen verwandelt, die edelsten und besten seiner Söhne und Töchter in Sklavenketten schmachten, dem Mutwillen und der Willkür herzloser Feinde preisgegeben.

Aber auch die Tränen versiegten, auch das stille Weinen verstummte. Es folgte ihnen ein schweres, dumpfes Seufzen gefolterter Seelen, das dem, der es vernimmt, durch Mark und Bein geht.

„Zur Erde saßen nun verstummt die Aeltesten der Tochter Zions, mit Staub auf dem Haupte und mit Säcken umgürtet."

Nur von der Höhe des Tempelberges ließ sich noch eine klagende Stimme vernehmen, die mit hinreißender Gewalt in die dumpfe Betäubung der auf der Erde kauernden Greise und Jünglinge drang und sie aus ihrem lethargischen Seelenzustande aufschreckte. Niemand aber besaß den Mut oder die Kraft, seinen Ort zu verlassen und an die Stelle, woher die Stimme ertönte, zu eilen.

Nur ein Greis in gebückter Haltung und in Sack und Asche gehüllt, nur der Prophet Jeremia, dessen Tränen noch immer unaufhaltsam wie Wasser flossen und in dessen Herz das bitter empfundene Weh über das Unglück seines Volkes auch nicht äußerlich zur Ruhe kommen wollte, nur er allein folgte der Stimme der Klage.

Und er erblickte eine Frau mit zerzaustem Haar, in Trauerkleider gehüllt, deren von Gram und Kummer erbleichtes Gesicht aber noch Spuren ehemaliger Schönheit und Grazie verriet, auf einem Steine sitzend, und hörte, wie sie mit einer herzerschütternden Stimme weinte und klagte.

„Wer bist du, arme vom Sturm gejagte, trostberaubte Gestalt?" rief Jeremia bewegt. „Bist du ein Menschenkind wie ich oder ein überirdisches Wesen? Deine Klagen dringen mir in die Seele, deine Seufzer zerreißen mein Herz. Sag an! Was ist dir widerfahren? Vielleicht kann ich dir helfen, vielleicht durch Trost dich aufrichten?"

„O, mir ist gar Schreckliches widerfahren, meine Herzenswunde ist so groß wie das Meer. Mein Mann hat mich verlassen, und alle meine Kinder, sieben an der Zahl, hat der unerbittliche Tod mir geraubt. Nun sage selbst, gibt es noch ein Unglück, das dem meinen gleicht? Nein, nein. Für mich gibt es keinen Trost mehr — für mich gibt es nur noch Tränen, Trauer und Klagen."

„Beruhige dich, schwergeprüftes Weib! Wie traurig dein Schicksal auch ist, das Unglück, das über Zion gekommen ist, übertrifft das deine. Noch hast du nicht, wie Zion, den Leidenkelch bis auf die Neige geleert."

„Weh, weh mir! Jeremia! Habe ich mich so verändert, daß auch du mich nicht erkennst? Weh mir armen Weibe: Ich bin ja deine Mutter, die Tochter Zions."

Und Jeremia weinte bei diesen Worten ganz bitterlich und rief klagend aus: „Wie umwölkte der Herr mit seinem Zorne die Tochter Zions, wie warf er vom Himmel zur Erde den Ruhm Israels!"

Da ertönte eine klagende Stimme aus den Wolken:

„Ach! wo ist mein heiliger Tempel? Wo sind meine Priester, meine Freunde? Wo meine Kinder? Ich habe ihnen durch meine Propheten in einem fort mein Strafgericht angekündigt, waren haben sie auf meine Drohungen nicht gehört? Warum haben sie nur ihr Herz verstockt? O Jeremia! Mir ist zumute wie einem Vater, dessen einziger Sohn in der Hochzeitsnacht in den Armen seiner geliebten Gattin plötzlich die Seele aushaucht. O, geh doch, Jeremia, an die Gräber der Erzväter, wecke sie aus ihrem ewigen Schlaf und erzähle ihnen, was für ein Unglück über ihre Kinder gekommen ist; sie verstehen zu weinen und zu klagen, mögen sie doch schnell vor mir erscheinen, um zusammen mit mir über Israels Elend zu trauern, über die Zerstörung meines Heiligtums ein Klagelied anzustimmen.

Der trauernde Prophet eilte an die Ufer des Jordan und rief mit klagender Stimme: „O, Väter! o, Väter! stehet auf aus euren Gräbern und erscheinet vor Gott." Die Väter erwachten und fragten ängstlich: „Jeremia! was ist vorgefallen? Welche Unheilsbotschaft bringst du uns?" Der Prophet aber seufzte nur, setzte seinen Weg fort und rief in die Wüste Moabs hinaus: „Stehe auf, o Moses ben Amram, aus deinem Grabe und erscheine vor dem Herrn!" Moses antwortete erschrocken: „Was für eine traurige Kunde bringst du mir?" Der unglückliche Prophet aber vergeht

*) Aus: Biograph. Charakterbilder aus der jüdischen Geschichte und Sage. Berlin. Verlag für moderne Literatur.

in Tränen und antwortet nicht. Bestürzt eilte Moses zu den Engeln und fragte sie: Wisset ihr vielleicht, was der Herr von mir verlangt, daß er mich durch Jeremia rufen ließ?"

„Sohn Amrams," antworteten die Engel, „weißt du denn nicht, daß der Tempel ein Raub der Flammen und Israel aus seinem Lande vertrieben wurde?"

Da stieß Moses einen Schrei des Schmerzes aus, eilte zu Abraham, Isaak und Jakob und erzählte ihnen, was vorgefallen sei.

„Weh uns, und weh unseren Kindern," riefen sie, und weinend und in Trauer gehüllt, setzten sie sich allesamt auf die Steine des Tempels und stimmten ein herzzerreißendes Klagelied an.

Und die Himmel bedeckten sich mit schwarzen Wolken, die Sonne und der Mond verfinsterten sich, die Sterne zogen ihr Licht ein, die heiligen Seraphim weinten, und auch die Majestät Gottes stimmte ein Klagelied an.

Die Patriarchen und Moses näherten sich nun dem Throne Gottes und schrien in wilder Klage auf: „Warum, o Gott! hast du deinen Zorn über unsere Kinder ausgegossen? Warum solche Schmach und solche Leiden über sie verhängt?" — Und ihnen gesellten sich die Engel und riefen: „Herr! Verödet sind die Wege, die zu deinem Heiligtum führen, der dem Abraham zugeschworene Bund ist gebrochen; als Lohn dafür, daß er zuerst deinen heiligen Namen der Welt verkündigt hat, hast du das von dir geliebte Zion verflucht und seine Kinder aus ihrem Lande in die Fremde verbannt."

Da erwiderte eine Stimme vom Himmel: „Die Kinder Abrahams haben ihr Schicksal selbst verschuldet; denn sie haben meine Thora verachtet und meine Gebote mit Füßen getreten. Möge doch die Thora selbst erscheinen und meine Worte durch ihr Zeugnis bekräftigen!"

Und die Thora erschien vor dem göttlichen Throne.

Da rief Abraham: „Meine Tochter! Meine Tochter! Du könntest Zeugnis gegen meine Kinder ablegen? Muß ich dich erst erinnern, daß du von allen Völkern der Erde zurückgewiesen und nur von meinen Kindern bereitwillig angenommen wurdest? Könntest du so undankbar sein?"

Und die Thora hüllte sich in Schweigen.

„Nun so mögen doch," sprach Gott, „die Buchstaben meiner Lehre vor mir erscheinen und Zeugnis gegen deine Kinder ablegen!"

Die Buchstaben kamen schnell herangeflogen. Allein schon die ersten Buchstaben, das Aleph und das Beth, verstummten, als Abraham sie darauf aufmerksam machte, daß sowohl das erste Gebot, als auch das erste Buch der Heiligen Schrift, denen sie vorangesetzt sind, von allen Nationen abgewiesen und nur von seinen Kindern angenommen worden waren.

Und wehklagend näherten sich Abraham, Isaak und Jakob nacheinander dem allmächtigen Throne und riefen: „Gott! o Gott! Wie konntest du nur unsere Kinder so schonungslos dem Feinde übergeben? Warum dachtest du nicht an die Treue, in der wir vor dir gewandelt sind? Ach! Wie hat doch der Feind unsere Kinder, die wir gepflegt und großgezogen, ohne Erbarmen vernichtet!"

Und Moses schlug verzweifelt die Hände zusammen und klagte: „Weh mir! Was muß ich nun sehen! Mein Volk, um das ich mich vierzig Jahre abgemüht, das ich beschützt und behütet habe wie ein Adler seine Jungen, trägt Sklavenketten; seine Priester und Leviten verschmachten vor Hunger und Durst in den Straßen der Stadt, seine Jünglinge und Greise, Jungfrauen und Helden seufzen als Gefangene unter dem Joch von Feinden und Bedrückern, und sein Heiligtum, o schrecklich! eine Ruine, ein Sammelpunkt für wilde Tiere. Sei verflucht, o Sonne, daß du den Feinden meines Volkes, als sie in das Heiligtum drangen und ihre verruchte Hand nach dem Leben meiner aus Aegypten geführten Nation ausstreckten, dein Licht gespendet und ihren Weg beschienen hast. Komm, Jeremia, ich will zusammen mit dir gehen und nachsehen, wie es meinem Volke in der Gefangenschaft ergeht und wie der Feind mit ihm verfährt."

Jeremia erwiderte: „Meister! Die Straßen sind vor den vielen Erschlagenen, die unbeerdigt umherliegen, nicht zu passieren."

„So wollen wir, unglücklicher Prophet, über die Leichen weinend hinwegschreiten, um die noch Lebenden aufzusuchen."

Und schweigend gingen die beiden nebeneinander einher, bis sie die Ströme Babylons erreicht hatten. Als die Israeliten Moses erblickten, glaubten sie, er wäre gekommen, um sie zu befreien, und liefen ihm freudig entgegen; — aber da ertönte eine Stimme vom Himmel: „Ich ändere nicht meinen Beschluß, Moses kann euch jetzt nicht helfen, hofft allein auf die Zukunft!" Und Moses weinte und sagte: „Ihr habet es nun gehört, meine Kinder, daß es also in Gottes Ratschluß lebt. Helfen kann ich euch jetzt nicht, aber ich will für euch beten, daß der Allmächtige seine Gnade euch wieder zuwende." Und kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ein mächtiger Sturm sich erhob und ihn vor den Augen der Unglücklichen davon trug. Verzweifelt und in Tränen aufgelöst, riefen sie ihm nach: „Unser Vater! Unser Vater! Israels Wagen und seine Reiter! Wessen Führung vertraust du den Ueberrest deiner Herde an?"

Allein niemand hörte auf ihr Weinen. Gott hatte sich mit einer dichte Wolke verhüllt, daß kein Flehen und keine Träne durchdrangen. Da ließ sich plötzlich eine Stimme aus Rama vernehmen, ein Wimmern, ein bitteres Weinen. Die Exulanten horchten auf und sie erkannten die Stimme Rahels, welche wehklagend und trostlos über das traurige Geschick ihrer Kinder in den Lüften umherschwebte und die Wolken, die die Herrlichkeit Gottes umgaben, mit dem Hauch ihrer wehmütigen Klagen auseinander jagte.

Schluchzend und händeringend näherte sie sich den Pforten des Himmels und benetzte mit ihren Tränen, die bald wild wie das hervorstürzende Wasser einer sprudelnden Quelle flossen, bald langsam wie der perlende Tau Hermons auf den Bergen Zions dahin rollten, den von den Engeln der Barmherzigkeit umringten Thron Gottes. Und der allgütige Gott fing die Tränen der weinenden Mutter Israels auf und rief ihr im Säuseln eines milden Windes beschwichtigend zu: „Halte zurück deine Stimme vom Weinen und deine Augen von Tränen! Deine Kinder werden dereinst aus dem Lande des Feindes in die Heimat zurückkehren; jubelnd werden sie wieder zur Höhe des Berges Zion wallen und meines Segens Fülle in Ueberfluß genießen. Ich werde ihre Trauer in Freude umwandeln, sie trösten und ihren Kummer mit Frohsinn verscheuchen."

(Jalkut Jeremia 293; Midrasch Echa.)

---

ein gewöhnliches Türschloß in ein sicheres Kunstschloß umzuändern, wird diese Schloßsicherung gleich am Ort, innerhalb ca 30 Minuten eingesetzt Preis für eine Schloßsicherung „Tyras“ mit zwei Schlüsseln incl. Einsetzen Mk 5. Bestellungen nimmt jede Schlosserei entgegen, sowie die Fabrikanten **„Berliner Türschließer-Fabrik“**, Schubert & Werth, Berlin C., Prenzlauerstraße 41. Ausführung erfolgt sofort!

Verantwortlich für Redaktion, Verlag und Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstraße 8.